Jean Paul's [Richter] sämmtliche Werke.

XLV.

Neunte Lieferung.

Fünfter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kleine Bücherschau.

von

Jean Paul.

Zweiter Theil.

Kleine Nachschule

zur

ästhetischen Vorschule.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstes Programm.

Ueber die Poesie überhaupt.

§. 1.

Poetische Nihilisten.

Es kann seyn — denn ich will's nicht ableugnen, da doch nach meiner letzten Abfahrt meine Briefe in Druck erscheinen —, daß ich darin Jünglingen und Dichterlingen den Rath gegeben, etwas zu lernen; nämlich, so gut nach den Gesetzen der Großsultan außer dem Regieren noch ein Handwerk, nach Rousseau auch der Gelehrte eines treiben soll, so möge ein junger Schreib- und Dichtkünstler neben dem Dichten noch Wissenschaften treiben, z. B. Sternkunde, Pflanzenkunde, Erdkunde u. s. w. Außer den klassischen Alten, welchen die Jahre und die Lebenserfahrungen so viel als uns die Bücher leisteten, und die auf einer reichen Unterlage des Wissens ihre dichterischen Gemälde auftrugen, hab' ich in den Briefen wahrscheinlich noch Göthen angeführt, der sich wirklich auf so viele Wissenschaften gelegt, als hab' er nie einen Vers gemacht. Sogar auf Satire und Humor dehnt' ich meine Sätze aus; denn ich habe die Abschrift eines Briefs mit der klaren Behauptung vor mir, daß beide ohne Gelehrsamkeit nicht ausreichen, wie

denn Rabelais, Buttler, Swift, Sterne viel gelehrter gewesen, als Rabener und andere deutsche Scherztreiber.

Gern nehm' ich aber in der kleinen Vorschule diese auch in die große eingedrungene Meinung zurück, seitdem ich durch mehr als eine Erfahrung mich selber überzeugt, daß viele neuere Dichter wenig oder nichts gelernt, ausgenommen das Schaffen. In der That ist das Leere unerschöpflich, nicht das Volle, aus dem Luftmeer ist länger zu schöpfen, als aus dem Wassermeer; und dieß ist eben die rechte schriftstellerische Schöpfung aus Nichts, nämlich aus sich, welche uns massenweise as Bucher-All von Romanen und Gedichten zur Verehrung der Schöpfer aufthut. Dabei brauchen sie nicht einmal sechs Tagewerke der Schöpfungen, sondern nur Einen Ruhetag, wodurch sie selber, wie nachher die Leser, von den geistigen Anstrengungen der Woche hinlänglich ausruhen.

Ich hoffe wir haben mehr als einen Romanschreiber aufzuweisen, der, ohne andere Schätze in seinem Kopfe zu haben, als seinen einfachen Wasserschatz, die mannigfaltigsten Formen und Geschichten und Gedichte für Ostern und für Michaelis zu geben weiß, so wie ein geschickter Wasserwerker sein Springwasser bald als Glocke, als Feuergarbe, ja als Trinkgefäß aus den Röhren steigen läßt.

So nehme man doch ein Beispiel an Schriftstellerinnen, welche, viel unwissender als Schriftsteller, sich so auszeichnen und, wie die Bühnen, ohne einen Grund gelegt zu haben, ihr Gebäude sogleich oben anfangen und herabbauen. So ließ Lykurg, nach Plutarch, der Jugend nur wenig Nahrung zu; erstlich, damit sie eifriger auf's Stehlen ausginge, und zweitens damit sie

mehr ins Lange wüchse. Dieß läßt sich geistig bedenken und verwenden; ein Dichter der wenig lies't, wird schon ein Paar Bände mehr schreiben, als ein anderer; und dann wird er, da er außer den Dichtern nichts anders studiert, diese am reinsten wiedergeben und am besten behalten und mittheilen und verarbeiten.

§. 2.

Romanen-Musaik.

Ich sollt' es eigentlich gar nicht thun, daß ich mich über etwas so Mechanisches und Mattes ärgere, wenn ein Kotzebue, oder gar noch mittelmäßigere Dichter einen Roman nach gegebenen, willkührlich ausgestreuten Hauptwörtern hinmauern, die man wie Endreime zum Daranbauen vorgelegt. Wenigstens nicht vorher sagen sollten uns die Schreiber, daß solche fremde Körper, nicht sowol wie Wachsperlen — die man in Perlenmuscheln einlegt zum Ueberzuge mit ächter Perlenmaterie — als wie todte Thiere im Bienenstock zum Ueberzuge mit Wachs bei Schwierigkeit des Herausschaffens, daß, sag' ich, fremde Wurzelworte das Geschichtliche, wie sonst dieses die Worte, erzeugt haben. Dem Gemüth des Lesers wird durch die enthüllte Willkühr jeder Antheil von Täuschung, womit man sogar das Mährchen genießen will, entzogen. Aber die romantischen Musaiker glaubten ein oder ein Paar Wunderwerke der Allmacht und Willkühr verrichtet zu haben —— und darum sagten sie die Sachen voraus — — wenn sie um einige abgesteckte Wort-Pfähle epheuartig hinkrochen und hinausliefen. Warlich, der ächte Dichter

trifft überall nur Erdblöße und Rippen an, aber er behaucht sie, und Adams und Even werden daraus, indeß der unächte das Lebendige wieder zu Erde macht, und die Rippe zum Gerippe. Wollt ihr aber lieber den Ruhm eines Seiltänzers, als eines Operntänzers, so hebt aus jedem Kapitel irgend ein Hauptwort als den hölzernen Zwirnstern heraus, um welchen ihr den historischen Faden nett gewickelt, und sagt blos die einfache Lüge: hier stehen die Sterne, welche wir nicht ohne Kunst und Schweiß in unsern Geschichtknäuel eingefaßt haben; aber uns belohnt schon der Genuß, den die Leser aus überwundenen Schwierigkeiten schöpfen.

Himmel! schreibt mit dem Fuße oder mit einem angesetzten Kunstarme: so gebt ihr auch eine überwundene Schwierigkeit. Ist denn nicht die ganze Kunst eine lange fort besiegte? — Wozu noch neue zum Besiegen hinstellen? Wie kurz und seicht ist am Ende das Vergnügen des Lesers an dem Siege, wenn er ihn anders bemerkt; aber oft wird er weder Sieg noch Feind gewahr; und sollt es auch nicht, weil der Triumph sich nur als eine Grazie verkleiden und sich verbergen soll. — Nur einer hat von der Sache einigen Genuß, der die Plage hat, der jedesmalige Ueberwinder.

Noch erbärmlicher fährt der Leser, und noch behaglicher fährt der Schreiber, wenn die poetische Musaik, wie ein Setzer, lieber zu Buchstaben greift, anstatt zu Worten. Ein solcher A b c schütze — der nach Buchstaben zielt — findet seine Buchstabenrechnung dabei, entweder wenn er sie aufjagt, oder wenn er sie erlegt. Letztes geschieht, wenn man, wie Brockes, ein Gedicht ohne R schreibt — als wäre man ein Sineser, der auch in der Prose keines hat, oder wie jener alte Epiker, der in

jedem Gesange einen andern Buchstaben ausließ. Gibt es aber in der Welt ein bettelhafteres Gefühl und Vergnügen, als das an einer Verneinung, an einem Buchstaben, dessen Abwesenheit man nicht mehr bemerkt, als an einer hebräischen Bibel die der Selblauter?

Die zweite Art, die positiven Abcdarier, suchen einen besondern Genuß zu gewähren — nämlich sich selber — durch die Anfangbuchstaben jeder Verszeile, welche herabwärts gelesen, ein Wort vorstellen, z. B. den hohen Namen irgend eines Gönners. Möge dieser einen solchen abcdarischen Psalmisten belohnen! Ich geb' ihm keinen Pfennig für sein Abc der Anschauung unerquicklicher Mühen.

Zweites Programm.

Stufenfolge poetischer Kräfte.

§. 3.

Allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes der Poesie.

Irgend eine Zeit lang hat jeder Mensch Poesie. Eigentlich ist ein Affekt schon eine kurze; und besonders ist die Liebe, wenigstens die erste, gleich der Malerei, eine stumme Dichtkunst. So fängt denn das Leben, wie eine Schule und Kirche, mit Singen an, und später kommen die Schulübungen und Bußpredigten. Der Musensohn betritt später seine Amtstelle und sein Ehebett; dann singt er wie ein Nachtigallenmännchen, das sich

nach der Begattung aus seinem Busche weniger als Flöte, denn als Kröte hören läßt.

Eine schöne aber entgegengesetzte Erscheinung ist, daß sich große, aber vielseitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Gesetzgebung den Glanz der Dichtkunst warfen; so glänzte Lessings bejahrtes Angesicht in seinem Nathan und in seinem Faustkampfe gegen Theologen poetisch; in seinen jugendlichen Versuchen dichtete mehr die Prose. — Es gibt überhaupt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben.

Sobald der Jüngling nur nicht sein dichterisches Empfangen für Erzeugen hält und die geistigen Geschlechter verwechselt, und mit einem eingebildeten in der Büchermasse erscheint, so ist nichts zu tadeln, ja sogar wenn er's thut; sondern er freue sich, daß eben dem Jugendalter der Dichter, wie der hohe Tugendlehrer, die heiligsten Dienste thut, und daß beide viel heißer und mehr senkrecht in dasselbe eingreifen, als in das Spätalter, auf welches ihre Stralen schon seitwärts und schief auffallen, mit geschwächter Wärme. Die selberschaffende Poesie verwelkt im Manne, aber genug, wenn sie früher den Boden für die Wurzeln jeder fremden aufgelockert hat.

Drittes Programm.

Ueber das Genie.

§. 4.

Charakteristischer Unterschied zwischen ihm und seinen Nachahmern.

Nicht an dem höhern und reichern Wuchs von Gipfel und Zweigen ist der Genius am kennbarsten, sondern am Fremdartigen des ganzen Gewächses. Einzelne Kräfte, z. B. Phantasie, Witz und dergleichen, hat oft das Talent in ähnlicher Größe; aber andere sind schon mit ähnlicher da gewesen und erschienen; hingegen steht der Genius als Einsiedler auf seiner Säule. Da nun der Nachahmer — und dieß ist sein Abzeichen — wol einzelnen Kräften des Genius nach-, ja zuvorkommen kann, aber nicht der Originalität und Neuheit desselben — denn eine wiederholte Neuheit bliebe auch keine — so glaubt der Nachahmer, durch das Verstärken des Fremdartigen und Originellen selber als neu zu erscheinen, und steigert die Superlative des Genies zu Super-Superlativen. Sein Echo will sich verbergen, indem es gegen die Echo-Natur noch stärker ist, als der Urklang, den es wiederholt.

§. 5.

Elegante Schriftsteller.

Schriftsteller, wie Engel, Moses Mendelssohn, Weisse, Gellert, glänzen und erfassen am meisten an ih-

rem Geburttage. Genies mehr an ihrem Sterbetage, und die letzte Oelung wird ihre Taufe. Der Ruhm jener Schreiber mußte an dem Wuchse der Zeit einschrumpfen und verblühen, weil sie eben die Blüte der früheren und der gebildeten Welt waren, der sie sich nicht vor-, sondern nachgebildet hatten. Aber diese Welt wächset mit frischen Blüten bald über die alten hinaus. Der Genius hingegen, mehr Wurzel als Blüte der Zeit stößt mehr die Gegenwart zurück und zieht die Zukunft an, da er nur sich selber, nicht die jetzo Gebildeten darstellt. Selber über die künftigen, die er sich nacherzieht, lebt er mit einer Eigenthümlichkeit hinaus, welche, nicht in die allgemeine Bildung übergehend, ihn neu allen Zeiten aufbewahrt. Genies, wie Hamann, Herder u. s. f., sind dem Zibeth und Moschus ähnlich, deren zu starker Geruch sich erst durch die Zeit zum Wohlduft mildert. — Die eleganten Schriftsteller geben nach ihrem Tode die Ordenzeichen wieder der Zeit zurück, die sie damit ausgestattet hatte.

In neuerer Zeit hat man den guten Mittelweg eingeschlagen, die Schriftsteller, die man nicht für Genies zu taufen wagt, wenigstens genial zu nennen: so hat man den genialen Klauren, Müllner u. s. w., wie man die Findelkinder in Spanien adelige heißt, während man sie im Mittelalter Pfaffenkinder betitelte.

Viertes Programm.

Ueber die griechische Kunst.

§. 6.

Die Nachahmer der Griechenkunst.

Gegen die Ruhe der alten Künstler — auch im Leben — welche unmoralische Unruhe und Leidenschaftlichkeit der neuern, wie im Leben, so im Schreiben! Die alten Dichter, als Lehrer und Schüler der Weisheit, sind Paradiesvögel mit langem schimmernden Gefieder, in das kein aufblasender Sturm unter dem Fliegen zum Forttreiben wehen darf; die jungen neuern sind Taucher und Sumpfvögel, in zwei Elementen unruhig auf- und niederfahrend, und so leicht zum Schlamm hinab, als in das Blau hinauf — schöne Geister sind selten schöne Seelen.

Man hat nun zweierlei Nachahmungen der Griechen. Die erste glänzt in den Gedichten, welche die griechische Einfachheit und Schmucklosigkeit, ihre poetischen Blumen, ähnlich den grünen Blumen, als den seltensten, dadurch zu uns herüber zu pflanzen suchen, daß sie uns grünes Gras — immer die nämliche Farbe — schenken. So stempelt man denn einheimische Armuth zu ausländischem Reichthum.

Eine zweite Nachahmung läßt sich in Versen und in Prose zu Stande bringen, wenn man ganze Stücke und Phrasen aus dem Alterthum holt, und damit Stil und Vers behängt und ausschmückt, so wie etwan die Indier auf den Marquesas Inseln (nach Marchand) sich

ganze europäische Werkzeuge als Putzwerk anziehen, und z. B. Barbierbecken als Ringkragen, und Ladstöcke als Ohrgehänge tragen.

Dann hat man noch die dritte und vierte Nachahmung, die ich aber die umgekehrte nennen kann, welche theils in der Form, theils im Stoffe, gleichsam Worten und Werken, besteht. Die umgekehrte in Form oder Worten wird dadurch vollendet, daß ein Rektor, ein Konrektor, ein Professor der alten Sprachen, kurz ein Humanist, in Hinsicht auf Sprachreinheit, Rundung und Zierde, gerade von der alten Sprachreinheit, die er täglich lies't und lesen läßt, als Widerspiel nachahmt in seiner deutschen Prose, und so zu sagen schlecht Deutsch schreibt, so daß ein solcher Fisch, der Jahre lang in attischem Salz schwelgte, sich gleichwol damit so wenig sättigt, als ein Hering, der, sein Leben im Meerwasser zubringend, doch ungesalzen ans Land gezogen wird.

Wider Erwarten schreiben die Sprachgelehrten Voß und Jacobs ein Muster-Deutsch; aber ihr eigner Dichtergeist gibt ihnen die Prose ein.

Die vierte, aber umgekehrte Nachahmung, betrifft den Stoff oder Geist der Alten, in so fern er sich in Werken ausspricht. Der umkehrende Nachahmer und Humanist handelt nun im gemeinen Leben, wenn von Amtbewerbungen und Ämtertragen, und Patronen, und gehaltvoller Selbererniedrigung die Rede ist, mehr wie es einem heutigen Deutschen zusteht, als wie einem alten Griechen oder Römer, dessen Lebensbeschreibung — obwol nicht dessen Leben — er im Plutarch gern nachahmt.

Ich weiß nicht, was nach den zwei ersten Nachahmungen der Alten wichtiger ist, besonders für den Staat,

als die beiden umkehrenden, durch welche erst jene den wahren, rechten Werth gewinnen. Denn es ist mit dem Geiste der Alten, mit ihrem Freiheitgeiste und sonstigem Geiste, wie mit dem Quecksilber, bei welchem der Arzt die erste große Mühe hat, es in den lustsiechen Körper zum Reinigen hinein zu bringen, und dann die zweite noch größere, dasselbe zur Nachkur wieder aus ihm hinauszutreiben. Eben so ist es nicht genug, den Gelehrten und der Jugend die Alten gegen die Unwissenheit beigebracht zu haben, sondern nun muß noch die Nachkur des Staats dazu kommen, die das mit unserer Konstituzion unverträgliche Glanzgift wieder herausnöthigt. Und auf eine gewisse Weise mag wol die Aehnlichkeit mit dem Quecksilber fortdauern, daß man, wie Aerzte thun, durch Auflegung von Goldblättchen und Eingebung von Goldpillen den Körper am glücklichsten von Merkurius befreiet.

Fünftes Programm.

Ueber die romantische Dichtkunst.

---

§. 7.

Das Romantische außerhalb der Poesie.

Jede Dichtart hat unter den Körpern ihre Ebenbilder, die uns anregen. So ist z. B. die Musik romantische Poesie durch das Ohr. Diese, als das Schöne ohne Begränzung, wird weniger von dem Auge vorgespiegelt, dessen Gränzen sich nicht so un-

bestimmbar wie die eines sterbenden Tons verlieren. Keine Farbe ist so romantisch als ein Ton, schon weil man nur bei dem Sterben des letztern nicht der erstern gegenwärtig ist, und weil ein Ton nie allein, sondern immer dreifaltig tönt, gleichsam die Romantik der Zukunft und der Vergangenheit mit Gegenwart verschmelzend. Daher ruft unter den geschlagenen Instrumenten die Glocke am meisten die romantischen Geister herbei, weil ihr Ton am längsten lebt und stirbt; dann kommt die Harmonika unter den gestrichnen, und darauf unter den geblasenen das Waldhorn und die Orgel; und bei dieser wieder ziehen uns die Töne des Pedals tiefer in's romantische Abendreich hinein, als die Töne des Diskants.

Dem Auge erscheint das Schöne ohne Begränzung am meisten als Mondschein, dieses wunderbare, weder dem Erhabnen, noch dem Schönen verwandte Geisterlicht, das uns mit schmerzlicher Sehnsucht durchdringt, gleichsam die Morgendämmerung einer Ewigkeit, die auf der Erde niemals aufgehen kann. So ist ferner die Abendröthe romantisch, das Morgenroth aber erhaben oder schön, und beide sind Fahnen der Zukunft; aber jene verkündigt eine fernste, dieses eine nächste. So ist eine gränzenlose grüne Ebene romantisch, wie ein fernes Gebirg; ein nahes aber und die Wüste sind erhaben.

Das Reich des Romantischen theilt sich eigentlich in das Morgenreich des Auges, und in das Abendreich des Ohrs, und gleicht darin seinem Verwandten, dem Traum. Unsere verschiedenen Sinne greifen ganz verschieden in unsere Beglückung ein. Die beiden obersten, Auge und Ohr, können uns nur kleine Schmerzen geben, aber große Freuden zuführen; denn was ist alles

Leiden durch eine Mißfarbe und Zerrmalerei gegen das Freudenreich in einer Bildergallerie, oder was sind Mistonstriche gegen die Himmelleiter der Tonleiter, auf der wir einen neuen Himmel und eine neue Erde ersteigen? Indeß das Ueberwiegen beider Sinne in Zahl und Stärke der Gaben, über Zahl und Stärke ihrer Qualen, haben wir zum Theil der Phantasie zu danken, welche in die Schöpfungen des körperlichen Sinnes sogleich die ihrigen einmischt und sie damit fortsetzt. — Der Geruch, als Mittelstand zwischen den höheren und tieferen Sinnen, kann eben so stark und oft verletzen, als ergötzen; der Geschmack, der blos dem Körper hingegeben ist, und dem statt des Geistes noch der Magen mithilft und den Ekel zumischt, kann allein schon vermittelst des Ekels noch außer seinen Teufels-Drecken dem Genusse mehr nehmen, als aus allen seinen Konditoreien reichen. — Unter allen aber ist der niedrigste und doch breiteste Sinn, das Gefühl, der wahre Marterkittel und das Härenkleid des Leibes und Lebens, und dünn und schwach legt er das Bischen Freudenhonig auf die von ihm gegrabne Wundenreihe auf.

Bei diesem Thiersinne läßt der Körper am wenigsten die Phantasie oder Seele als Mitarbeiterin zu, daher denn in den Traum — diese Kinderstube oder dieser infantum limbus der Phantasie — nur die höhern Sinne Auge und Ohr, ihre verklärten Zöglinge schicken, aber nur unkenntlich und selten die tieferen Sinne ihre roheren Geburten.

Die romantische Poesie wird folglich von Auge und Ohr bevölkert. Indeß wird ihr Himmel mit seinem Blau doch eine schwächere Farbe tragen, als ihre Hölle mit ihrem Gelb, denn jener ist voll Sehnsucht, weil er

die Seligkeit an tiefe Fernen malt, und diese enthält die kalten Geisterschauer, welche hinter den hellen Freuden unten am Horizonte von etwas Wolkigem heraufwehen, das unter ihm sich ungemessen versenkt.

Sechstes Programm.

Ueber das Lächerliche.

§. 8.

Gefahren des Stoff-Ueberflusses.

Eigentlich laufen die Dichter diese Gefahren bei dem Ueberfließen auch jedes andern Stoffs, des tragischen, des lyrischen u. s. w. Um in dem Stoffe selber zu schwelgen, fassen und sie ziehen ihn in recht viele und weite Formen, und bereichern ihn noch, wie ein Nachahmer den seines Originals; drehen ihn zum Vorweisen auf alle Seiten vor, indeß ein Stern sich nur von einer Seite zu zeigen braucht, um zu glänzen. Allein je lächerlicher eine Geschichte, eine Handlung ist, desto ernster, kälter, und mit desto weniger Folie von Anspielungen werde sie gegeben. Eine Stoffärmere verträgt dagegen eine desto breitere Einfassung von Witz-Arabesken. So werde im Tragischen, wie vom Maler jener Trauervater, eine blutige Welt voll Jammer blos mit einem Trauerschleier bedeckt, und sie ist gezeigt; der Jammer darunter schreit ungesehen. — Besonders wird die ruhige Haltung der Ironie, welche, wie der Zitteraal, die

stärksten Schläge blos still, ohne sichtbare Bewegung geben soll, durch den Zudrang komischer Fülle verrückt, und das Gefühl der Letzten wird leicht vorlaut; daher ein Uebermaß komischer Ungereimtheiten, wie z. B. einiger Mönchordenregeln von gränzenloser Obedienz und Ignoranz, welche schon selber ihre eigne parodische und ironische Uebertreibung sind, besser mit der Begeisterung des Humors, als mit der kalten Logik der Ironie behandelt. — Vielleicht erklärt sich aus diesem 8ten Paragraphen, warum Hogarth gerade zu dem komustrunkenen Hudibras und Tristram Shandy nicht die gelungensten Zeichnungen, sondern fast Karrikaturen seiner Karrikaturen lieferte.

Siebentes Programm.

Ueber die humoristische Dichtkunst.

§. 9.

Werth des Humors.

Er ist die eigentliche Poesie des Komus; Laune, Satire, zum Theil Komödie — sind mehr die Prose desselben. Der Humor ist ein Geist, der das Ganze durchzieht und unsichtbar beseelt, der also nicht einzelne Glieder verdrängt, mithin nicht stellenweise mit den Fingern zu zeigen ist. Er gewährt, als ächte Dichtkunst, dem Menschen Freilassung — und läßt, wie die tragische die Wunden, so die Sommersprossen und Lenz-,

Herbst- und Wintersprossen unserer geistigen Jahrszeiten leicht vor uns erscheinen und entfliehen. Nach dem Weglegen eines humoristischen Buchs haßt man weder die Welt, noch sogar sich. Die Kinder fassen das Lächerliche auf, ohne zu hassen, oder zu verachten, ja ohne weniger lieb zu haben. Der Humor läßt uns werden wie die Kinder. Daher kann man keine Sammlung von Epigrammen und Satiren, aber wol, gleich Wieland, einen Tristram Shandy — wie ich in seiner Bibliothek selber gesehen — bis zum Abgreifen eines Buchstabierbuchs wiederlesen. Den Witz und den komischen Einfall erschöpft und entladet, wie den zickzackigen Blitz, der erste Schlag; aber der Humor ist ein stillspielendes, unschuldiges Wetterleuchten, nicht über unserm Haupt, sondern am fernen Horizonte, das schöne Tage verkündigt.

Nach Shakspeare hat unter allen Britten keiner die Nebel und Kohlendämpfe seines Landes so leicht durchflogen und von sich weggeblasen, als Sterne, welcher eben darum durch sein ächt poetisches und freies Gemüth, durch seine Heiterkeit, Leichtigkeit, bis zu Nachlässigkeiten, und durch seine Gabe der Rührung und Naturkunst wieder unter allen Britten sich unserm Göthe, obwol in einer andern poetischen Luftschicht, am gleichförmigsten bewegt. Am unähnlichsten aber war er eben seinen Landsleuten selber, so lebenfroh lachte und spielte er nicht blos auf dem Druckpapier — z. B. in seinen Reisen durch Frankreich — sondern auch auf dem englischen Boden als Mensch, der gar als lebendiger Gegen-Anglizismus immer Gesellschaft haben und immer Gespräche führen wollte.

§. 10.

Humor des Selbgesprächs.

Ich finde den neuern Humor bei den Alten am meisten in ihren komischen Selbgesprächen, z. B. besonders bei Plautus in der Sklaven ihren, so bei Aristophanes, z. B. in denen des Strepsiades, in den Wolken. Das Nämliche gilt ohnehin von den komischen Monologen der Neueren, z. B. im Don Quixote, in Shakspeare, sogar im Figaro. Der Grund davon ist der lyrische Geist, der aus den Humoristen spricht; dieser wirft sie immer auf das eigne Ich, als den Hohlspiegel der Welt, zurück.

Achtes Programm.

Ueber den epischen, dramatischen und lyrischen Humor.

§. 11.

Ein Hülfmittel zur reinern Ironie.

Man gebe mir ironische Stellen von Lessing, von Wieland, sogar von Lichtenbergs Timorus; ich will in allen hie und da ein Vordringen und Durchschimmern des Lachgesichtes durch die dünne Maske der Ironie nachweisen; so wie man etwa im 15ten Jahrhundert die Schuhe über den Zehen durchschnitt, um an diesen die Ringe zu zeigen. Selten verdient Liscov eine solche

Rüge *); aber niemals der ironische Alleinherr Swift, ja nicht einmal die Gesellen dieses Altmeisters, ein Arbuthnot, Addison, Steele. So sehr verlangt die Ironie schon von der Seite ihrer rhetorischen Darstellung, bei aller humoristischen warmen Begeisterung, einen solchen kalten Gegenfrost der Sprache, daß das Ansichhalten, das nur den Gegenstand allein erscheinen läßt, sogar lieber abgenützte, als kühne Windungen der Sprache, und lieber Weite, als Kürze, mit welcher Klopstock in der Gelehrten-Republik sündigte, und fast für jede Zeile eine wiederholte Anstrengung gebietet.

Gleichwol gibt es einen Fall, wo eben dem Schriftsteller eine reine Ironie mit weniger Mühe gelingt, nämlich wenn er sie nicht in seinem Namen, sondern durch einen fremden Charakter ausspricht. So hat z. B. Wieland die Geschichte der Abderiten ohne ächtironische Darstellung überall da gegeben, wo er selber loben will; aber desto richtiger spricht er, wenn er die beiden Sykophanten über den Eselschatten reden läßt. Sogar der Meister Cervantes ironisirt in seiner Vorrede

*) Liscov erfuhr in Göthe's Lebensbeschreibung ein zu hartes Urtheil, so wie Rabener ein zu günstiges; wahrscheinlich aber nur, weil Göthe beide in den Glühjahren seiner Jugend gelesen, denen freilich der hartgefrorne, auf literarische Thoren hackende Spottvogel weniger zusagen konnte, als der freundliche, über alles hinlaufende Leipziger Steuerverweser. Berühmte Schriftsteller, wie Göthe, sollten daher ihren Urtheilen über Bücher die Jahrzahl anhängen, worin sie diese gelesen; damit man wisse, ob sie nicht aus Erinnerung loben oder tadeln, und uns Empfindungen junger Jahre für Urtheile gereifter geben.

zum Don Quixote nicht so unverfälscht, als dieser in seinen Selbgesprächen. Die Ursache ist überall diese: preiset der römische Dichter in seinem eigenen Namen, so schwebt ihm der Kontrast zwischen seiner objektiven Darstellung und zwischen subjektiver Ansicht erschwerend vor: leiht er hingegen die ganze Ironie nur der Zunge eines fremden Charakters, so hat sein eigner so wenig eine Subjektivität bei dem ironischen zu überwinden, als bei der Darstellung irgend einer unsittlichen, ihm ganz entgegengesetzten. — Hingegen in entgegengesetzten Verhältnissen, wo der Dichter den Charakteren lyrische Aussprüche zu geben hat, die seinen eignen aussprechen, wird er sie am besten reden, weinen, zürnen lassen, wenn er sich nicht in ihre Lage versetzt, sondern in seine eigne, wofern er in ähnlicher gewesen, und wenn er sich vorspiegelt, er habe hier in seinem Namen sein Glück oder Unglück vorzumalen.

Neuntes Programm.

Ueber den Witz.

---

§. 12.

Das deutsche Gesetz der Sparsamkeit mit Witz.

Der Witz hat doch den Werth eines Funken, wenn auch keines Lichts; er verschönert doch eine Minute, wenn er auch kein Leben erleuchtet oder erwärmt, und er braucht eben nicht, wie Bilder und Systeme, erst von der Wahr-

heit oder auch von Zusammenhang und Nachbarschaft den Gehalt zu holen. Oder sollen keine Feuerwerke, nur Werkfeuer und Wärmfeuer zum Dienste der Hand und der Haut zu haben seyn? Ja, sagt der Deutsche; denn an den Feuerwerken des Witzes kann ich nichts schmieden, nichts braten, nichts härten, noch schmelzen. Aber er bedenke drei Minuten lang, daß der Witz zu allen Dingen nütze ist, als Abbreviator und Epitomator des Verstandes, besonders da, wo dieser eben allein zu reden hat. Daher sucht und zeigt den Witz der Franzose, der Britte in Rezensionen, in öffentlichen Reden, Zeitungen. Davor schaudern Deutsche, ja nicht einmal ihren an sich zu langweiligen Selberrettungen und Antikritiken, wo man sich und den andern ärgern will, nehmen sie durch Witz das Kalte, und durch Essigräucherung den Leichengeruch solcher Geburten. Sie häufen lieber Phantasie am unrechten Orte, als Witz am rechten, lieber Bilder, als Salz, obgleich Bilder durch ihren leichtern und häufigern Fund weniger reizen, als Salz. — Doch einigen zeigen sie im heutigen Trauerspiel, wo er an seinem rechten Platze — daher sie ihn im Lustspiele nicht anbringen — steht, wenn die Tragödie jene, in den Schlegelschen Zeiten gefoderte Höhe eines Kunstwerkes erreichen will, den Menschen keine Thränen auszupressen, sondern sie aufs Trockne zu bringen, diese Kunstvollkommenheit des Brantweins, welcher angezündet verbrennen muß, ohne einen Tropfen Wasser zu geben.

In den öffentlichen Reden und Verhandlungen der Britten und Franzosen wohnt allerdings mehr Witz, als in den deutschen, wo gar keiner vorkommt, von Frankfurt an bis nach Wien; aber wie leicht ist dies

zu erklären, schon durch die Kürze beider Sprachen, der englischen, die als Miterbin der kurzen lateinischen, sogar noch durch Aussprache abkürzt, und der französischen welche ihrer Stiefmutter, der lateinischen, mit Feder und Zunge zugleich ins Kurze schneidet. Hingegen die deutsche macht alles lang und des Ebenmaßes wegen breit, lang, in Wörtern, und breit in Worten. Daher ist es denn eben so erklärlich, als erfreulich, daß die deutschen Staatsmänner von Frankfurt bis Wien statt des Witzes eine Länge und Breite der Mittheilung auf ihren Lippen haben, daß sie mit diesen wol sich den nordwestlichen Amerikanern *) vergleichen können, die in der Unterlippe einen großen Holzlöffel oder auch Holzteller hangen haben. Mit diesem Löffel und auf diesem Teller tischen sie uns Deutschen auf.

§. 13.

Die Rezensenten des neunten Programms.

Der Verfasser desselben glaubte in diesem Programm ordentlich etwas Erstes und Erschöpfendes über die Witzarten vorgebracht zu haben; aber kein Rezensent dachte daran, es zu glauben oder zu läugnen, sondern ließ die Sache vorübergehen. Nur einer merkte an, dergleichen schicke sich blos in eine Rhetorik. Können die Leser nicht, denken sie, ihre Fische, wie die armen Ufer-Schotten die ihrigen, ganz ohne Salz genießen, besonders faule, die man selber macht?

*) Langdorfs Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. B. 2.

Zehntes Programm.

Ueber Charaktere.

§. 14.

Ihre Seltenheit.

Es gibt allerdings noch einen und den andern Roman- und Lustspieldichter, der an seinem Genie den „Hungrigen Hund“ des Portraitmalers Huber besitzt, welcher hinter seinem Rücken dem Thiere eine Scheibe Brot so vorzuhalten wußte, daß es aus ihr so viel herausfraß, bis ein Menschenprofil davon übrig blieb; das Brot war der Marmorblock, und die Zähne der Meißel und Hammer — und dabei sah sich Huber gar nicht einmal um. Solcher Hunde laufen jetzt nicht viele über die Bühne. Wen der Schreiber eigentlich charakterisiert und trifft, ist blos er selber. Die Thor- und Polizeifrage: „Ihr werther Charakter?“ beantworten seine Theaterleute schon auf dem Komödienzettel; denn auf dem Theater selber machen blos die Kleider die Leute, und — was noch mehr ist — die Späße derselben, weil Kleiderwechsel ohne Mühe dem Lustspiele den anmuthigsten Wortwechsel und Ringwechsel zuspielt. — In Romanen hat man zur Charakterisirung nicht einmal die Kosten der Kleidung aufzuwenden nöthig, sondern die gedruckten Namen sind mehr als hinlänglich zu einem unaustilgbaren Charakter (character indelebilis) jeder Person. Nur wenige Meister treiben es bis zu der Vollkommenheit, daß sie den Charakter nicht durch einen

bloßen Titel oder Namen, vielmehr durch eine abstrakte Eigenschaft, die sie ihm statt seiner gaben, zu malen suchten, so daß z. B. der eine nur ein lebendiger Geiz ist, ohne weitere menschliche Zuthat, der andere nur eine lebendige Rangsucht u. s. w., was alles blos im Leben, aber nicht auf dem Druckpapier und Theater unmöglich ist. Im Trauerspiel würde ichs so machen — und ich wüßte nicht, wer es anders machte — daß ich entweder den teuflischen oder englischen Charakter — mehre als diese beiden Charaktere sind in der Tragödie nicht wol gedenklich — mit einzelnen glänzenden Sentenzen, die ich ihm anheftete, so bestimmt andeutete, als nur immer die Sternbilder der Jungfrau, des Löwen, des Skorpions und Wassermanns durch die Sterne seyn können, welche eine solche überirdische Person von weiten zusammensetzen.

Eilftes Programm.

Geschichtfabel des Drama und Epos.

§. 15.

Unser Segen an Trauerspielen.

Das Ende des vorigen Programms und Paragraphen ist ein guter Anfang des gegenwärtigen. Selten erbricht der Verfasser dieses ein dickes Postpaket, ohne die Furcht und das Mitlied mit sich selber zu haben, daß wieder eine Tragödie herausfahren werde, die ihm beide, nach Aristoteles, reinigen will, und hat er endlich

die papiernen Wickelkissen sämmtlich aufgemacht, so steht wirklich Melpomene mit dem Dolche da, und will ihn damit reinigen. Gewöhnlich schickt ein Jüngling die Muse. Warum macht nun ein Deutscher am leichtesten, was, nach Aristoteles, gerade am schwersten ist? Erstlich, eben deßhalb, und läßt weit den Aeschylus hinter sich, der erst im 40sten Jahre, und den Euripides, der im 43sten etwas gab; und zweitens, weil seine Fiebernatur zwischen Sied- und Gefrierpunkt, als zwei Punkten seiner Lebensellipse, zu springen nöthigt. Er will gern sein gährendes Leben und seine hinausarbeitenden Kräfte in einem Nu, durch Eine That, also durch ein Höchstes lüften; daher seine Neigung zu Krieg, Zweikampf, Renommisterei und — Poesie. Das Trauerspiel sieht nun der Jüngling für eine Sammlung von Oden und Elegieen an, welche alle die lyrischen Empfindungen, womit ihn die Jugendzeit überfüllt, geräumig aufnimmt. Er glaubt aber, was er recht lebendig in sich fühlt, das trete schon von selber mit Sprache in die Welt hinaus, und rede draußen so laut wie innen. Nur ists nicht völlig wahr. Der Empfindung ist nicht die Form angeboren, so wie nicht der Form die Empfindung. Ein Paar hundert Dichterjünglinge gleichen daher mit ihren poetischen Empfindungen den Drohnen, welche so gut, wie die Bienen, Honig saugen und in der Honigblase bewahren, da sie aber keine Wachszellen bauen können, verdauen sie den Honig selber.

Noch etwas zieht den Dolch der Melpomene aus der Scheide — die politische wolkenvolle Zeit, durch deren Himmel Morgenroth, Hagel- Heuschreckenwolken, Donnerwolken, Wolkenbrüche und Regenbogen gingen, bis auf ein Abendroth der Hoffnung, das noch daran steht,

obwol etwas ergrauend. Der Krieg, dieses Trauerspiel mit Chören, spiegelte sich im Jünglings-Geiste als ein Trauerspiel, wurde ein blutrothes Glas, durch welches er die Welt ansah und abmalte für die Bühne; und er schuf sich ein dichterisches Wallhalla, wo die Helden Wunden schlugen und bekamen, die sich jeden Abend schlossen mit dem — Theater.

Der Verf. dieses gab weiter oben zu verstehen, er fürchte sich, ein Trauerspiel zu entsiegeln, gleichsam einen Brief zu erbrechen, der auf ihn schießt, geöffnet. Denn freilich wär' ihm ein frankirtes Lustspiel von der Post lieber in seinen alten Tagen, da das Alter lieber im Sokus, als auf dem Kothurn ausgeht. Man wünschte gern nach den Lebens-Aschermittwochen voll tragischer Grab-Asche und Buße so etwas Fastnachtzeit; aber anders als im Leben fällt in der Jünglings-Poesie der tragische Aschermittwoch früher, als die Fastnacht. Indeß fängt immer — dieses bringe man auch in die Rechnung ein — ein Jüngling besser mit einem Dichtwerke an, das strenge Form verlangt, als mit einem, das die weiteste verträgt, besser mit dem Trauerspiele, das, wie Saturnus Bildsäule, zwar nicht gebundene Flügel, aber gebundene Füße hat, als mit dem Roman der gewöhnlich wie Käfer, nur winzige Florflügel und breite Flügeldekken zeigt.

§. 16.

Ueber die Rührung.

Rührung ist nur Mitleiden bei einem fremden Schmerze. „Aber, sagt der scharfsinnige Herbart, an sich ist ja das Mitleiden nichts als eine Verdoppelung der Lei-

den, indem die fremden auch zu meinen werden." Allein es giebt nur Ein Mitleiden, hingegen vielartige Leiden; und in jenem kommt nicht der fremde Schmerz in Gestalt eines eignen vor. — Vergißt man denn immer, daß jede moralische Vollkommenheit und Unvollkommenheit des andern von uns mit einer ganz andern Empfindung wahrgenommen wird, als von ihm selber — folglich auch sein Schmerz, so wie seine Lust — so daß man z. B. nur den andern, nicht sich lieben oder hassen, aber nie das trunkne, erquickende Gefühl der Liebe für einen andern, als fremden Werth empfinden kann, so wie das abstoßende des Hasses? — So erregt denn auch der fremde Seelenschmerz (jeder leibliche wird ja geistiger) die ganz eigne, der Liebe verwandte Empfindung des Mitleidens, die sich aus der Liebe für den Gegenstand, und aus der Vorstellung von dessen Unglück zusammenmischt. Diese allein hingegen, ohne Liebe, würde nur die Empfindung der fremden Strafe oder auch der Rachsucht geben. Gegen sich selber aber kann der Mensch, aus Mangel einer Liebe gegen sich, kein Mitleiden empfinden, und folglich keine Rührung durch eigne Schmerzen, — ausgenommen wenn er, in der Täuschung und Ueberwältigung des Gefühls sich selber entrückt, sich für eine fremde Person ansieht und als solche beweint. Nur über andere, nicht über sich kann das heilige Taufwasser der Thräne fließen; und sogar mit der Trauerthräne weinen wir nicht über uns, sondern um den todten Geliebten, welchem die Phantasie und die sinnliche Gegenwart, troz allem Glauben an sein besseres Leben, ein zerstörtes, entbehrendes leihen, das vollends durch die von seiner Abwesenheit gesteigerte Liebe uns noch heftiger verwundet.

Die Thräne selber übrigens ist nur der körperliche Nilmesser des Austretens irgend eines Gefühls, der Thautropfe des Danks, das Haderwasser des Grimms, die Libazion der Freude, — kurz ihre Tropfen bilden den Regenbogen aus allen Farben der Empfindungen.

Wie bringt nun der Dichter die Rührung, dieses Mitleiden mit einem fremden Schmerze, im Leser hervor? Es ist viel schwieriger, als man annimmt; der Mann wird leichter lachen, als weinen, ja sogar leichter sich erheben, da die Größen des All ihm das Gefühl des Erhabenen gewaltsam aufdringen. Horazens Regel: „weine, wenn ich weinen soll,“ widerspricht, falsch verstanden, der andern Regel: „der Dichter lache nicht vor wenn der Leser nachlachen soll.“ Wir haben aus jenen weinerlichen Zeiten, wo jedes Herz eine Herzwassersucht haben sollte, ganz nasse Bände, worin, wie vor schlechtem Wetter, Phöbus in Einem fort Wasser zieht, uns aber damit nur desto mehr austrocknet. Woran nun liegts? Daran, daß der Schriftsteller sein Mitleiden, und nicht das fremde Leiden darstellt, und durch jenes dieses malen wollte, anstatt umgekehrt. Daher erstreckt sich das Reich der Rührung am meisten über die tragische Bühne, welche blos das Unglück und den Schmerz langsam entwickelt, das Mitleiden aber, das sonst der Schriftsteller aufzustellen sucht, dem Zuschauer anheim stellt. Ein Meister in andern Darstellungen gebe mir hier das Muster einer der mislungensten, nämlich Thümmel. Eine Wahnsinnige im Irrenhause *), körperlich und geistig von hoher Bildung, verflucht den treulosen

*) Im neunten Bande seiner Reise ꝛc.

Geliebten, dessen Pfand der unglücklichsten Liebe sie unter ihrem jammervoll pochenden Herzen trägt, das aber nach den Versicherungen des Arztes, sich in der Stunde der Entbindung beruhigen und herstellen wird — — für diese Unglückliche will er uns Rührung mittheilen durch folgendes Mitleiden, das der Weltmann mit ihr hat: „sein Herz war zusammengedrückt wie ein blutiger Schwamm“ (S. 61), — „ihr Auge begegnete dem Thränenstrom des seinigen“ (S. 62), — „der Tenor ihrer Klagstimme ergriff sein todtbanges Herz“ (S. 63), — „die Szene faßte sein sträubendes Haar mit unwiderstehlicher Gewalt und lähmte seine Glieder“ (S. 72), — „drohte sein armes Herz zu zerreiben, die Gewalt des Jammers hatte ihn unwissend zu Boden geworfen, knieend flehte er Gott um Linderung“ — „seine zerbeizten Augen starrten vor sich“ (S. 74), — „und die Stille, die nach einem solchen Aufruhr sein Gehör überfiel, erleichterte sein blutendes Herz, um es desto heftigeren Nachwehen Preis zu geben“ (S. 77), — „suchte er ein zweites Schnupftuch, denn das gebrauchte war ganz durchnäßt von Thränen“ (S. 88). —

Ein solches, ohnehin für einen Mann und Weltmann übertreibendes Mitleiden erkältet durch seine Künstelei auch die wenigen Seiten, wo der Schmerz die Seele erwärmt hatte. Himmel! wie weiß der Großmeister in der Rührung, wie der in der Laune, S t e r n e, die Thräne zu rufen, ohne seine Stimme einzumischen, indem er blos das wundenvolle blutende Wesen entschleiert! Er läßt z. B. die Geschichte der wahnsinnigen Marie, die ihren Jammer blos auf der Flöte vor der heiligen Jungfrau aussprach, von dem Postillon mit halben Winken geben, dann ging er zu ihr und ihrer

Ziege, und endlich erzählte sie ihm — wieder auf der Flöte, eine solche Geschichte des Jammers, daß er aufstand und mit schwankenden Schritten langsam nach seinem Wagen ging. (Tristram Shandy, Vol. 9. ch. 24). — Und so wenig oberflächlich, sondern so bis in die feste Tiefe hinein bewegt er das Herz, daß, wie in Mariens Geschichte, sogar neben den scherzhaften Wendungen die Rührung besteht, ja wächst, und neben der Thräne des Lachens die des Mitleidens fortfließt.

Nicht das ausgesprochene Mitleiden des Malers kann rühren, denn dieses ist Eines und dasselbe für den vielgestaltigen Schmerz, der, wie der indische Chrishna, auf der Erde in tausend Menschwerdungen erscheint, jenes gibt der Anschauung nur abstrakte Zeichen der Empfindung, nur Worte; sondern die Ursache des Mitleidens vermag es, die den fremden Schmerz zergliedert in seinen aus einander und auf einander folgenden Gestalten dem Auge vorüber führt. Dieses sich selber motivirende Zeit- und Raum-Aufeinander der Wunden überwältigt unser Herz siegreich, ohne einen einzigen vorlauten Seufzer des Malers, ja des Gegenstandes, am meisten auf der tragischen Bühne; und Schillers Muse stand auf ihr als ein Taufengel mit Thränenweihwasser, als Thekla mit ruhig gehaltener Geberde das Sterben ihres Geliebten unter Pferdefüßen anhörte.

Aber freilich ist nicht das bloße Verstummen des Künstlers an sich ein Wehklagen seines Gebildes, sondern wenn jener alte Maler den unaussprechlichen und sprachlosen Schmerz des Trauervaters durch eine Hülle über dessen Haupte bedeckte, so mußten ihm vorher die andern Mitklagenden mit enthüllten Schmerzen weinend

vorausgegangen seyn, und das nächste Jammerauge hinter dem Vater konnte schon nicht mehr weinen.

§. 17.

Ueber die Sentenzen im Lustspiel.

In den Elias=Mantel, den Schiller bei seiner Himmelfahrt fallen ließ, haben sich Trauerspiel= und Lustspieldichter als redliche Finder getheilt, um für ihre Bühnenleute den reich mit goldnen Sentenzen besetzten Mantel auszubrennen. Denn Sentenzen sagen viel, und sind wahre alte, aus dem Munde der gothischen Figuren hangende Zettel. Kein Schriftsteller ist an Sentenzen und allgemeinen Bemerkungen über die Menschennatur reicher (Schiller am wenigsten), als Göthe in seiner — Prose, und doch behängt er mit diesen schweren Edelsteinen seine fliegenden Musen und seine unbekleideten Grazien nicht — indeß sey dieses nur eingeschaltet. — Im Lustspiel nun haben den Sentenzenprägern weder Plautus, noch Aristophanes nachgeahmt, noch Shakspeare, noch Molière, aber desto mehr Kotzebue, Müllner, auch sogar Steigentesch, die Sentenzen=Stickerei. Und doch versöhnt sich das Trauerspiel leichter mit allgemeinen Betrachtungen, weil große Ereignisse von selber Blick und Herz auf das Große und Allgemeine des Lebens richten — als das Lustspiel, wo die Reflexion nur als eine Satire auftreten kann. Da nun darin mit den allgemeinen Sätzen, z. B. Männer die Weiber, und diese jene verurtheilen, kurz immer streitende Parteien einander: so hat man die Pein, über dieselben Menschen von einem satirischen Ja und Nein hin und her geworfen zu werden.

§. 18.

Mißwachs an Lustspielen.

Ach! gäb' es in Deutschland nur so viele gute Komödien, als gute Komödienspieler, und gäb' es wieder so viele gute Tragödienspieler, als Tragödien! — So aber muß man im komischen Falle bei dem Schauspielhause vorbeigehen, der Stücke wegen, und im tragischen der Spieler wegen. Doch bleibt immer noch das Operntheater übrig, wo die Musik den Spieler, und das Marionettentheater offen, wo der Souffler des Holzes den Dichter ersetzt. — Wie kommt es? Zwei sehr ernste Völker haben viele und gute Lustspiele, die Spanier und Britten, und zwei lebhafte und lustige haben wieder viele und gute, die Franzosen und Italiener; — aber der Deutsche nichts rechtes in seinem mittlern Zustande der Seelen nach dem Tode. Eben darum; sein Gefühl für Thorheit ist so kalt und matt, daß er sogar ausländische leicht für Schönheiten ansieht; wie sollen aber einem Volke seine alltäglichen, anerzogenen, blutverwandten Thorheiten auffallen, wenn ihm nicht einmal blutfremde, ungewohnte thöricht erscheinen, sondern öfter gar nachahmwerth? So geht denn der Geist des Deutschen in anständiger Zivilkleidung einher, und, hält als geborner Bürger, ja Kleinstädter Europens, sich in seiner Mitte fest, ohne stark zu lachen.

Neuerer Zeit borgen wir zu den ausländischen Thorheiten noch auch die Thoren vom Auslande für unser Lustspiel, damit wir, wie Mönche, gar nichts Eignes haben, und sogar in eine uns so unpassende, bald zu weite, bald zu enge Form, wie z. B. die eines Calderon, oder der französischen oder der römischen Lust-

spieldichter, werden wir geschlagen. — „Ist kein Lessing da?“ sollte man bei jedem Vorhangaufziehen vor einem Lustspiel ausrufen; denn Lessing ist der wahre deutsche Plautus, und sogar seine jugendlichen Lustspiele sind deutscher, als unsere neuesten gereimten, und seine spätern Bruchstücke gar Meisterstücke. Aber wir werden endlich so weit kommen, daß wir vor Anfang des Stückes sogar rufen: „ist kein Kotzebue da?“

Zwölftes Programm.

Ueber den Roman.

§. 19.

Jetziger Segen an Romanen.

Eigentlich begehrt und braucht jeder Mensch seinen besondern Roman. Wie für Griechenland Homers Epos alles war und gab, so ist der Roman, besonders für Leserinnen und Jünglinge, das prosaische Epos ihres Lebens, ihrer Vergangenheit und Zukunft. Da aber jeder etwas anderes erlebt und etwas anderes begehrt und träumt, so könnte jeder für sein besonderes Leben seinen individuellen Roman gebrauchen — und den liefert wirklich jeder junge Romanschreiber, aber nur für seine eigene Hauswirthschaft, seine Thaten, und Wünsche, und Ziele, und alles steht in seinem Privatroman ausführlich und poetisch verklärt. Was freilich den Leser anlangt, so suche sich der einen andern Roman, der mehr für ihn paßt.

Wenn ein Tragödien-Dichter mühsam in den Feldern der Geschichte — oder in seiner Phantasie seinen Baustoff aufsucht, sein Bienen-Wachs für die Zellen seines Honigs und seiner Brut: so hat es der Romanschreiber zehnmal besser, der in einer Mittelstadt wohnt, und am allerbesten der in einer Residenzstadt, weil er darin einen Schutthaufen von Begebenheiten und Personen zum Verarbeiten in seine Schreibbauten aufstoßen, und er statt einer Biene eine Kleidermottenraupe spielen kann, welche schon auf den Kleidern sitzt und frißt, woraus sie ihr eigenes Kleid und Gehäuse zu machen und zu flicken hat. Daher kann ein solcher Mann in jeder Messe mit Drillingen, ja Sechslingen von Romanen niederkommen; ja mit einer solchen Blattlausfruchtbarkeit kann er, wenn er dazwischen noch auf die Blätter der verschiedenen Taschenkalender fliegt und legt, schon auf Erden das halbe Paradies einer Jüdin haben, die im künftigen jeden Tag, nach den Rabbinen, gebären kann.

Alles, was der Autor dabei zu thun strebt, ist — da in seinen verschiedenen Romanen die nämlichen Charaktere, Liebschaften, ersten Küsse, Begeisterungen und Nöthen wiederkehren, — alles in mannigfachen Titeln und frischen Namen zu geben, aber lockenden, so wie die Baumeister der englischen Gärten die Einsiedeleien gewisser Bedürfnisse in allerlei Zierliches verbergend einkleiden, in ein Monument — in eine Nische — in einen Holzstoß — in einen Obelisk — oder anders. — Und doch kann man sich hier nicht jedes Ernstes enthalten! — Verurtheilt und bekehrt auch denn gar kein Gewissen, weder ein ästhetisches, noch sittliches, ihr literarischen Goldschläger, die ihr aus eurem empfange-

nen schönen Pfund ein Buch geschlagenen Goldes nach dem andern hämmert, anstatt Brustbilder der Kunst zu prägen? Könnt ihr den ersten Beifall der Leser undankbarer belohnen, als daß ihr euch von ihm verschlimmern laßt, anstatt von ihm verbessern, und, daß ihr ihren Geschmack noch mehr herabstimmt, anstatt den eurigen hinauf? Ihr beraubt die ganze Gemeinde eurer Leserinnen durch eure Leerheit und Alltäglichkeit um eine Zeit, eine Bildung und einen Umgang mit höheren Werken, wie ihr schwerlich bei einer einzigen Leserin thun würdet. Höchstens ist zu loben, daß ihr ihnen mehr Geld abnehmet, und ihnen weniger Zeit entwendet, indem ihr das in engen Zeiträumen Geschriebene in weite Papierräume versäet und die Kapitel in Kapitelchen zersprengt, und unter der Vorspiegelung eines großen Zeitaufwandes, nur den kleinsten abfodert. — Könnt ihr eure sämmtlichen Werke geben, oder wir lesen, da in jedem Buche alle sämmtliche stecken, und in allen diesen keines?

Eure Vielschreiberei wirft euch eure Kräfte vor, deren Stralen statt des Zeitstreuglases nur das auf einzelne Werke gerichtete Sammelglas gebricht. — Warlich, ihr nöthigt wenigstens Männern die Sehnsucht nach den alten, mehr derben Lehrromanen eines Itzehoer Müller, Breslauer Hermes, besonders des trefflichen Friedrich Schulze und anderer ab, damit man statt nach dem dünn und weiß geschlagenen Schaum von bodenloser, phantastischer, mystischer, frömmelnder, von einer mehr faulen, als geistigen aufgetriebenen Gährung, wenigstens nach Pumpernickel, Serviettenklößen und Schiffbrod greifen könnte.

Dreizehntes Programm.

Ueber die Lyra.

§. 20.

Dichten mit Empfindung und ohne sie.

Die bloße Empfindung schafft nicht den Dichter, aber der bloße Dichter auch nicht jene. Im ersten Irrthum ist der Jüngling, im zweiten der Kritiker.

Nichts hält die Empfindung für leichter, als aus dem ersten Herzen herauszugehen in ein zweites, ja sie vermuthet schon in diesem ihre Zwillingschwester. Aber ein volles Herz gleicht einem vollen Gefäße, das, so lange es noch im Ziehbrunnen geht, leicht aufwärts steigt, hingegen schwer emporzuheben wird, wenn es die äußere Oberfläche durchbrechen soll. Der Jüngling hält jede Empfindung für eine Ode, oder einen tragischen Monolog und Dithyrambus, denen nichts fehlt, um zu fliegen, als Füße, oder metrisches Fußwerk, und sieht überhaupt das Doppelwasser der Trauer- und Freudenthränen für Hippokrene an. Allein zum Dichten gehört ein Zwillingmensch, ein dargestellter und ein darstellender zugleich, wie sonst bei der Kaiserwahl der Churfürst, er mochte immer selber in Frankfurt seyn, doch seinen Gesandten und Repräsentanten stellen mußte, der den Kaiser wählte. — —

Auf der andern Seite lehrte eine nun halb eingefallene Schule, deren poetische Schüler und Schulschriften, z.B. die Friedrich Schlegelschen, ihre kurze Unsterb-

lichkeit aber überlebt haben: — man könne seinen Vers und seinen Sonettenreim auf alles machen, möge man nebenher empfinden, was man wolle; — z. B. einen Bußpsalm im Palais royal hecken, und ein Bajaderenloblied in der Kathedralkirche; denn die Form sei alles und auch der wahre Inhalt, und eine chinesische Theetasse sei zugleich der chinesische Karavanenthee; und der schönste Beweis davon sei ihr Meister Göthe.

Aber dieser ist eben der schönste Gegenbeweis davon. Denn ihm ist jedes Gedicht ein Gelegenheit-Gedicht, und seine Lebensbeschreibung beweiset uns, daß seine Wahrheit nicht Dichtung war, sondern seine Dichtung Wahrheit, und daß seine poetischen Werke so gut Kinder des Herzens sind, als seine moralischen. Daher wird ein Dichter nie eine Empfindung so gut malen, als zum erstenmale; später verliert das Gemälde immer mehr vom göttlichen Range einer Erstgeburt. Nur gebe der Künstler dieses Farbenerblassen nicht seiner Entkräftung, sondern seinem Herzen schuld, das unmöglich eine zweite, dritte Liebeerklärung mit dem Feuer einer ersten geben kann. Derselbe Dichter wähle aber einen ganz neuen Gegenstand zum Malen: er wird die alten Kräfte wiederfinden. Ja sogar derselbe von seinen Gefühlen erschöpfte Gegenstand wird für seinen Pinsel mit neuen Morgenfarben aufgehen, wenn er ihn vor neue Augen bringt, und so aus fremden Herzen neue Gefühle und neue Farben schöpft, für denselben Sonnenaufgang, denselben Frühling, denselben Liebehimmel.

Vierzehntes Programm.

Ueber die Darstellung.

§. 21.

Schwierigkeit der Prose.

Die Kunstprose fodert so viele Anstrengungen, nur anderer Art, als die Verskunst. Der prosaische Rhythmus wechselt unaufhörlich, das poetische Metrum dauert das Gedicht hindurch, und die Perioden bilden einander nicht, wie die Verse den vorhergehenden, nach. Den unaufhörlichen Wechsel ihrer Länge und ihrer Wortstellungen bestimmen die zahllosen Gesetze des Augenblicks, d. h. des Stoffes. Prose wiederholt nichts, das Gedicht — so viel. Jene prosaische Vielgestaltigkeit nimmt daher leichter die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller auf, als die Poesie; die großen Prosaisten sind einander unähnlicher, als die großen Lyriker; z. B. die Prosaisten Herodot, Xenophon, Thucydides, Platon, Cicero, Cäsar, Tacitus, oder gar die Deutschen, Lessing, Winkelmann, Haman, Göthe, Jacobi, Wieland ꝛc. Besonders die Franzosen fliegen nur gefesselt, gehen aber ungebunden zu Fuß; und nur ihren Dichtern ist die Eigenthümlichkeit genommen, aber ihren Prosaikern geblieben; z. B. einem Montaigne, Voltaire, Pascal, Diderot, Jean Jacques, Montesquieu, Büffon ꝛc. Aber freilich fällt überhaupt in der Höhe des Dichtens die Mannigfaltigkeit weg, so wie der Himmel wenige Farben, und die Erde Millionen hat; so läßt die höhere Dicht-

kunst keine Eigenthümlichkeiten zu, und die komische jede, so wie jeder einen anderen Sprachton hat, aber die Singstimmen sich ähnlichen. — Büffons Wort: der Stil ist der Mensch selber, wird noch durch die Erscheinung fester, daß große Schriftsteller ihren eigenthümlichen Stil, wie sehr sie auch in spätern Jahren und Büchern an Kräften und Einsichten wachsen und wechseln, schon in ihren ersten Werken entscheiden. So springt aus Lessings Kopf schon in seine ersten Vorreden die Minerva seines Stils ganz bewaffnet; so hält sie schon in Hamanns ersten Werken der Welt ihr Medusenschild entgegen, um sie von sich zu scheuchen. Uebrigens gibt es im Stile zwei Arten, gleichsam ein Lagerobst und Lagerbier. Das anfangs strenge Lagerobst eines Herders erweicht und versüßt das Alter. Das anfangs schwächere Getränk wird auf dem Lager der Zeit stärker, ja strenger; so Wieland in seiner späteren Zeit, so Rousseau, und selber Cicero in seinen Reden, z. B. für den Attikus. Indeß bleibt ein Alter des Alterthums sich im Stile gleichförmiger, weil er später anfing, und nicht erst unter dem Schreiben reifte, sondern ein Paar Jahrzehnde vorher. Bei den Neuern freilich hat der Stil den Weg vom Jüngling zum Greise zu machen.

Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen eben seiner Eigenthümlichkeit selber; — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und

Prachtglanz der Phantasie — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Windungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stroms, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Wiederprallichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedanken ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessings, aber aus Armuth an dessen Geist ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Lessingschen Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach, als voranzustellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen.

Fünfzehntes Programm.

Fragment über die deutsche Sprache.

§. 22.

Sprachautorität.

Weder der Sprachforscher, noch der Genius, noch das Volk allein, besitzen das Sprachregale, und können aus eigner Machtvollkommenheit ein neues Wort oder gar eine Wortfügung einsetzen zur Regierung. Der erste nicht, weil dieser Sprachgesetzgeber beinahe nur andern Gesetzgebern befiehlt, die wieder ihm befehlen, und weil überhaupt ihre grammatischen Pandeckten der Menge so verborgen und unzugänglich sind, als die florentinischen. Der zweite, der Genius, nicht, weil es nur eine päbstliche, und keine geniale Unfehlbarkeit und Wahrheit-Statthalterei gibt; — und das dritte nicht, das Volk, das eben so oft den beiden vorigen gehorcht, als befiehlt und mehr pflanzt, als säet. Aber worauf ruht denn endlich die Sprachherrschaft der neuen Wörter und Wortfolgen? Auf allen Dreien auf einmal, wie jede Regier- und Staatgewalt, d. h. auf dem Dreifuße von Gesetz, Macht und leidendem oder thätigen Gehorsam. Auf diesem legitimen Dreifuße — woran freilich oft ein Bein länger ist, als das andere — stehen die Reiche erträglich, wenn nur nicht der Fuß gerade einen gekrönten Cerberus-Dreikopf trägt; ein Theil Macht oder Eroberung, ein Theil Gesetz oder Herkommen, ein Theil Einwilligen oder Mitstimmen der Menge. So kommt denn

wie ein Napoleon, ein Wort auf den Thron durch die Macht eines erobernden Dichters und die Einstimmung der von ihm regierten Menge, und durch den Beitritt der Sprachanalogie. Man muß aber nicht zu genau und in zu ähnlichen Theilen absondern wollen, weder bei regierenden Wörtern, noch regierenden Häuptern.

Zuweilen vereinigt ein Schriftsteller zwei Gewalten in sich, zugleich den Genius und den Sprachforscher, und nur in diesem Falle ist seine Autorität klassisch. Daher können Lessing, Klopstock, Voß gültiger und rechtskräftiger ein neues Wort mit der Herrschaft belehnen, als ein Göthe, oder Schiller.

§. 23.

Ausrottung des Mißton-S in Doppelwörtern.

Nichts gewährt so entgegengesetzte Gefühle und Ansichten, als die beiden Reiche der Mathematiker und der Sprachforscher. Die stille, nach Außen zu abgeschlossene Herrnhuter-Gemeinde der Mathematiker für Erde und Himmel, geht als ein Friedenreich um die ganze Erde, und alle Bürger beschirmen, beerben und bereichern einander wechselseitig. Hingegen das Reich der Sprachforscher ist ein Archipel von Feindschaftinseln. Jeder auf seinem Throne allein lebend und andern ungehorsamen als Unterthanen befehlend, die nur zum Bekriegen landen, und vom Festlande nur in der Ferne gehört und nothdürftig befolgt. Blos Adelung errang eine kurze Reichsverweserschaft, und zwar durch den Beistand eines Wörterbuchs, welches wieder Campen nichts half. Grimms altdeutsche Grammatik, deren

Reichthum ihr einziger Herold ist, fand keinen einzigen Renzensenten; Wolkens Anleit zur deutschen Gesammtsprache nur Einen, aber leider keinen Sprachforscher, sondern in der Jenaer Literaturzeitung einen anderen Forscher, der die Gallenblase als Schwimmblase zum Fortkommen im fremden Elemente benutzte. Blos der Verf. dieses Paragraphen hatte, eben weil er so wenig ein Sprachforscher war, als der Jenaer Rezensent, wenn nicht das Glück, doch das Schicksal, von andern Rezensenten, gleichfalls sein Buch über die deutschen Doppelwörter betreffend, auf eine angenehme und zarte Weise behandelt und gefaßt zu werden, nämlich ganz auf der Oberfläche. Das Innere des Büchleins und der Sache rührte und tastete man nicht im Geringsten an. So ließ man denn unangefochten die tausend Beispiele der Wörter ohne regelwidriges und Mißton-S — die daraus abgeleitete Sprachanalogie, und die neuen Zusätze, besonders die Postskripte mit ihren Widerlegungen fremder Einwürfe, und mit der Analogie der englischen Sprache — die Erforschung der eigentlichen Natur der Doppelwörter — die Regel und die Regellosigkeit halb ausländischer Doppelwörter, wie Doktorhut und ediktswidrig u. s. w. Der zweite sprachunkundige Splitterrichter — denn der Jenaer war der erste, war Müllner — prägte für mich mit mehr Schonung, als Witz, den an sich albernen Titel Anti-Essist, und setzte sich dadurch selber zu einem Essisten herab, was man so wenig seyn darf, als ein Errist, Ennist, ließ sonst aber meine grammatischen Gründe, und besonders die neuen Postskripte unangetastet, vielleicht weil er sie nicht gelesen. Der dritte, aber etwas verächtliche, Sprachunkundige rezensirte mich in der Halleschen Lite-

raturzeitung *), und glaubte, wie alles ganze kritische Geflügel, seine Flügel zu bewegen, wenn er stark seine Nasenflügel bewegte. Endlich aber rezensirte ein Sprachforscher, Herr Docen, ohne das, was man einen guten Stil nennt, in den Wiener Jahrbüchern das Büchel-

*) Ich will von dieser Rezension, die, ungleich dem horazischen Ungeheuer, nicht mit Mißgestalt endigt, sondern sogleich damit anfängt, so viel Anfang hier kopieren, als mein Ekel verträgt. „Der berühmte Verfasser hat bekanntlich viele wohlgedachte Bücher, aber alle in einem ziemlich übellautenden Style geschrieben. Zu diesem Uebellaute, der hauptsächlich im Mangel des (auch in der Prose nicht wol zu entbehrenden) Rhythmus besteht, hat nebenher auch der unmäßige Gebrauch willkührlich gebildeter Stammwörter beigetragen, wozu diesem Schriftsteller sein Ueberfluß an zuströmenden Vergleichungen der heterogensten Dinge, und sein Hang zu bizarren Anspielungen auf entfernt liegende Aehnlichkeiten von jeher zu verleiten pflegte. Das mag er wol endlich, wo nicht erkannt, doch gefühlt haben, und so ist er auf den Gedanken gerathen, den Organismus unserer Stammwörter von zwei angeblichen Krankheiten zu heilen. Die einen nennt er in seiner wunderlichen, bisweilen in das Ekelhafte sich verirrenden Manier, S-Krätze, worunter er den unnöthigen und unrichtigen Gebrauch des bindenden S bei der Zusammensetzung (z. B. in Liebesbrief) versteht. Die zweite ist der ihm fehlerhaft scheinende Gebrauch der Mehrzahl statt der Einzahl (z. B. Mäusefell, Gänsefuß, Schneckenhaus), und wieder umgekehrt (z. B. Nußbäume) u. s. w." Allg. Lit. Zeitung, October 1820. — Diese wenigen Zeilen bauen einen der seltensten Augias-Ställe, wo von Zeile zu Zeile sich Verdrehung, Lüge, Unwissenheit, Plattheit, Schiefheit des Ausdrucks und des Gedankens und Sprachfehler aufhäufen.

chen, und nachdem er mehr diesem, aber weniger dessen Gründen lange widersprochen, fällt er wieder ihm von weitem bei, indem er lieber sich selber widerspricht und aus ältern deutschen Werken folgende Beispiele der S-Weglassung als Sprachgebrauch mit Billigung anführt: Unglückstifter — Bundgenoß — Rathherr — Blutfreundschaft — Gottfurcht — Himmelschlüssel — Befehlhaber — Befehlschreiben — Gesichtdeuter — Freiheitbrief — Hülfvölker — Hülfmittel — Keuschheitspiegel — Andachtliebe — Wahrheitbote *). Was soll nun da ein Freund der Regel und des Wollauts, zumal wenn Professor Köppen, als ähnlicher Freund und ausübender Schreiber, in seiner Rezension hoffend sagt: „wir wollen einmal in fünfzig Jahren sehen, ob das S noch vorhanden ist,“ was soll man, frag ich selber, da machen? Wenigstens nicht von neuem schreiben, nach dem Schreiben, sondern lachen und warten — dann hoffen und warten — und endlich warten.

---

*) In den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Juli 1821. Bd. 15.

I.

Miserikordias Vorlesung in der Böttigerwoche.

Für und an Schriftsteller.

Vorerinnerung.

In der großen Vorschule zur Aesthetik hielt der Verfasser, wie druckbekannt, drei Meßvorlesungen, die erste in der Böttigerwoche, die zweite oder Jubilate-Vorlesung in der eigentlichen Meßwoche, und die dritte oder Kantate-Vorlesung in der Zahl oder Buchhändlerwoche. Hier nun will er der Nachschule jeder Meßvorlesung eine kurze Nachlese anheften, und zwar in der Böttigerwoche an und über Schriftsteller, in der eigentlichen Meßwoche an und über Rezensenten, und in der Zahl- oder Buchhändlerwoche an und über Leser reden; und zwar wird man in jeder Woche nur Eine Stunde vorlesen, die wieder am schicklichsten in vier Viertelstunden zerfället wird. Man wird, wie gewöhnlich Lehrer thun, die Viertelstunden möglichst abzukürzen trachten, und gern etwas später anfangen, und etwas früher aufhören.

Erste Viertelstunde.

Werth des literarischen Schnitthandels, oder Feilstaubs, oder Blumenstaubs, oder der Gedankenspäne, oder Papierspäne u. s. w.

Wer kein großes Ganze, kein System, kein Fertiges hat, der muß diese haben und geben. So gab No-

valis Blumenstaub, Friedr. Schlegel Feilstaub oder Fragmente, oder Sentenzen, andere thaten Aussprüche von Gehalt, tiefe Blicke und so fort. Man nahm sich hier mit Recht die Käsemade zum Muster, welche, da sie nicht gehen kann, dafür außerordentlich springt, und zwar dreißigmal höher, als sie lang ist. Plattner kehrte es um, und gab unter dem Namen Aphorismen ein wirkliches System; aber wenn philosophische weniger als schöne Geister gern mit Sentenzen, Genieblicken, Genieblitzen und Feilstaub auftreten, so hält die Welt sie mit Vergnügen für Philosophen. Auch jede andere Wissenschaft vertreten gute Madensprünge leicht.

Zweiter Viertelstunde erstes Minutenfünf *).

Rechte und Vorzüge der literarischen Erstgebornen.

Diese Rechte und Vorzüge lasse man den ersten Werken der jetzigen Schreiber, weil sie wissen: Anfang gut, alles gut; so daß sie, gleich den Oliven durch den ersten Druck das feine Jungfernöl hergaben, und bei der zweiten stärkern Presse nur Baumöl, bis sie endlich bei der dritten nur gemeines Brennöl liefern. Ich könnte

*) Wer dieses Abschnittchen anführte, müßte, wenn er nicht obenhin wie ein Franzose zitiren wollte, in jedem Falle schreiben: Miserikordias Vorlesung. Zweite Viertelstunde. Erstes Minutenfünf. So muß ich ja selber fremde Werke, obgleich mit unendlichem Ueberdrusse an der Weitläuftigkeit, oft so anführen: Des ersten Bandes zweiter Theil. Dritte Abtheilung, wo eine einfach fortlaufende Abtheilung in lauter Bände viel vernünftiger wäre, aber nicht gelehrter.

die meisten Roman- und Vers-, Lust- und Trauerschreiber der neuern Zeit anführen, die, wie Handwerker, anfangs ein Meisterstück lieferten, und dann, natürlich wie diese, nichts als gemeine Arbeiten machten. Lessing gab seinen Nathan erst zum Beschlusse, indeß die Neuern sogleich mit ihrem Besten beginnen, und auf dieses nicht erst warten lassen, sondern nur auf ihr Schlechtes und Schlechtestes, das sie allmählig erst, mit der Zeit aber desto gewisser gaben, indem sie, wenn jene Aelteren sich aus der Tiefe hinaufschrieben, sich von ihrer Höhe hinunterschreiben. Wir Leih- und Lesebibliothekleser verdanken diesen Genuß des besten Weins am Anfange der Mahlzeit — wenn man geringfügige Einflüsse bei den schlechteren Weinen, wie vereinigte Geld- oder Handelliebe von Buchschreiber und Buchhändler zugleich, nicht anschlagen will — besonders dem Umstand, daß der Dichter jetzo nicht sowol macht, als gemacht wird von der Zeit, deren Blüte und Blumenlese und Destillazion sein erstes Werk ist; dann hat er freilich nichts weiter einzuschenken, keinen neuen Wein-Ausbruch nach dem alten, aber sie drücken fort, und liefern zuletzt noch den Strohwein als Stroh. Die Frauen lesen sich am Ende eine schöne Prose in die Feder, und machen nichts daraus, als höchstens Briefe, aber die Jünglinge sich eine schöne Poesie, und machen eben Bücher daraus.

Zweiter Viertelstunde zweites Minutenfünf.

Werth der Eilschreiberei.

Ich preise keinen Leser glücklicher, als einen, der etwa nach hundert, oder gar tausend Jahren geboren wird: dieser findet doch etwas zu lesen, und Auswahl.

Wir Zeit= oder Jahrtausendarme sind bald fertig, und ungeachtet unserer drei Meßernten (denn die Weihnacht= oder Neujahrmesse mit Almanachen verachte man nicht) haben wir, wie die Hindostaner bei ihren drei Reißernten jährlich eine Hungersnoth, — so nichts Rechts zu lesen. Was große Schriftsteller jährlich liefern, will ich in drei Abenden durch haben. Wir müssen uns daher an die mittleren, ja schlechten halten und klammern, und an ihnen saugen, so lange etwas da ist. Aber um so willkommener sei uns doch jeder Umstand, der uns diese Schriftsteller und ihre Werke vervielfältigt. Und dieß leistet gewiß am sichersten die endlich eingeführte Schreibregel, nicht zu feilen, sondern den ganzen Aufwand von Feilstaub und Zeit zu ersparen. Ein solcher schreibt und steht schon mit einem dritten Band auf der Messe aus, indeß ein anderer noch zu Hause an seinem ersten raspelt und feilt. So gebären Weiber, die ihre Geburten nicht erst säugen, dem Staate jährlich etwas mehr. Noch mehr Zeit und Menschenkraft als durch Dampfpressen, werden durch solche Dampfdintenfässer geschont von ordentlichen Schreibimprovisatoren. Nur könnten deutsche Stegreifschreiber alles noch viel weiter treiben. Gibbon sandte jeden Bogen nach dem Schreiben eiligst in die Presse, damit sie ihn gegen die Feile deckte. Ja, der genialste Romanschreiber der Franzosen, Retif de la Bretonne, schrieb seine Romane nicht einmal vorher, sondern als Buchdrucker setzte er sie sogleich — wodurch von selber alles Ausstreichen wegfiel; — und wie jener, den man den französischen Richardson nannte, machte es auch der brittische, ebenfalls ein Buchdrucker. So halte sich denn ein heutiger Schreiber wenigstens für einen transzendenten Setzer, der nicht Satz und Korrektur zugleich be=

sorgt. — Wenn überhaupt deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts es, wie die Methodisten in England, für Sünde gegen ihre Eingebungen halten, sich auf das, was sie sagen wollen, vorzubereiten, so hat man doch die Gewißheit, daß man keine Nachtreter hinter Gesetzgebern, sondern vielmehr Monde vor sich hat, welche um ihren Phöbus ganz allein und ohne eine herumführende Erde laufen.

Zweiter Viertelstunde drittes Minutenfünf.

Ueber Tagblätter und Taschenbücher.

Unser Lebensbuch wird immer mehr Flugschrift, die nicht still liegt, welche dünn, und wenig trägt und fliegt, und verfliegt. — Von den Luftschiffen an bis zu den Dampfschiffen und Schnellposten beweiset es sich, daß Europa jetzt unterwegs ist, und eine Völkerwanderung der andern begegnet. Zu Hause sitzen nur wenige, und zwar auch nur, um sich ihre Läuferschuhe zu besohlen, und den Pilgerhut als Pilger nach dem eigenen unheiligen Grabe zu befiedern. So werden nun in der Literatur die Flügel zugleich vermehrt und verkleinert, statt zwei schwerer Adlerschwingen in Folio, vier dünne Schmetterlingflügel in Sedez. In allen Wissenschaften stehen jetzo dicke Enzyklopedieen, denn diese sind eben ins Enge geschraubte Bibliotheken, mobil gemachte Feldbibliotheken — warum es denn jetzo wenig unbewegliche Güter außer den Aktenstößen mehr gibt, sondern nur bewegliche, wie im Mittelalter die Häuser *),

*) Dreyers Miszellen.

oder in dem jetzigen die Grundstücke als Hypotheken-scheine, und das zu schwere Gold als Papiergeld. In alle Klubb's fliegen Groß-Quartbände, aber in Quart-blätter die Blätter gesägt; und wie im Mittelalter die Pariser ein Buch — da jedes ein seltenes war — in 200 Hefte zerlegten, und vier Hefte für zwei Pfennige verliehen *): so wird uns in den Wochenblättern ein einziger Roman in halb so vielen Stücken zugetröpfelt, weil nach Tagen, nicht nach Bänden, gelesen wird. So gibt es in Paris Weinkneipen, wo man nicht nach dem Trink-Maße trinkt und bezahlt, sondern nach der Zeit oder der Stunde, daher man in dieser vom Fasse aus einem Strohhalm eingeschenkt bekommt. Auf diese Weise bringt denn doch eine Dame ihren Quartanten durch, und liest gründlich genug.

Aber am besten zeichnen die deutsche Zeit die Herbst-bücher aus, die Taschenbücher. Hab' ich früher manches, was ich gegen sie hatte, in denen selber gesagt, die ich eben verdicken half: so mag eine Anerkennung derselben hinter ihrem Rücken um so unparteiischer lauten. Kein Volk liefert so viele Almanache, als das Deutsche; es ist, als ob diese Herbstflora gerade den Herbst, der sonst in den Jahrzeiten des noch wilden Deutschlands gar nicht vorkam, recht bezeichnen und überblümen sollte. Diese Flora fällt für die weibliche Welt, welche im Frühling und Sommer auf dem Lande, und im Winter in den Zickeln zu thun hat, gerade am schicklichsten in den Herbst, die Mittelzeit zwischen Spazieren und Tanzen und Spielen, und ist

*) Meiners Vergleichung des Mittelalters. Bd. 2. S. 450.

dieses poetische Gewebe, womit die jungen Autoren herbstlich den Parnaß überspinnen, der wahre junge Weibersommer, dichterisch fliegend und mit und von bunten Thautropfen schimmern. Himmel! wenn man sich erinnert der alten vielpfündigen Folianten in Bretter, Leder, Messingbeschläge und Klammern gefaßt, gleichsam lederne, mit Messingnägeln besetzte Großvaterstühle des gelehrten Sitzlebens, und wenn man dagegen ein Taschenbüchlein hält: so kann man warlich nicht klagen. Aus dem Schweinleder wurde Saffianleder, aus Messingspitzen Goldränder, aus Klammern und Schlössern ein Seidenfutteral, und die Kette, an die man jene Riesen sonst in Bibliotheken legte, wurde ein seidenes Ordenbändchen zum Freimachen. Aber wichtiger ist für Deutschland, daß diese Paradiesvögelchen die oben angepriesenen Enzyklopädieen, die schon fliegende Mikrokosmen des gelehrten Makrokosmen sind, wieder von neuem verkleinert enthalten, und wie eine Oper fast alles geben. Sie machen hinten Musik auf kleinen Musikblättern, und sogar Tanzfiguren zu jeder anderen Musik, — sie geben als Gemälde-Ausstellung auf dem Futteral Deckenstücke, vor dem Titelblatte ein Thürstück, innen an den Wänden überall Raphaelische Logen — und nach den schönen Künsten wird besonders in Buchstaben reichlich geliefert für die schönen Wissenschaften, hauptsächlich aber für eine Romanenbibliothek im Kleinen. Auch das Abendmahl-Brod der Mystik wird zu dünnen Oblaten der Kalenderblättchen verbacken. Sogar Gedichte stehen in mehreren Musenalmanachen, und sie mögen nicht unschicklich daran erinnern, daß die frühern in Deutschland mit ihnen unter dem Namen Musenalmanache angefangen, so wie auch die Geschichte bei den

Griechen und anderen Völkern ihren Anfang in Versen genommen. Inzwischen könnte man sie endlich ganz eingehen lassen, da doch nur wenige Frauen sich durch das Buchbindergold zu diesen Pillen hindurch arbeiten, und die poetischen Flügel an diesem Gerichte nur Schauessen sind, wie die Pfauen- und Fasanenflügel, die man in älteren Zeiten ungerupft an dem gebratenen Flügelwerk zur Pracht mit auftrug, ohne daß einer eine Gabel darnach ausstreckte. Daher haben Einige Lieder und Romanzen, z. B. die Götheschen, lieber in Kupferstiche umgeprägt; und mit gleichem Glücke könnte man auch Metaphern und Sinngedichte in Kupfer stechen, damit das Taschenbuch kein Taschenkrebs würde.

Dritte Viertelstunde.

Höhere Würdigung des deutschen Vielschreibens.

Ich weiß eigentlich kein Volk, das so viel schreiben sollte, als das deutsche, und wär es auch nur aus zwei Gründen, wiewol das Honorar wenigstens ein kleiner bleibt. Erstlich wird ein deutscher Schreiber nicht so oft abgedruckt, geschweige verkauft, wie z. B. ein Londoner, der vier Tausend Exemplare in wenigen Tagen absetzt, denn ein Deutscher muß Gott für vier Hundert danken. Er kann aber vielerlei Bücher schreiben, deren kärglicher Gesammtverkauf so viel ausmacht, als der starke eines einzigen; er könnte sogar — will man nebenher ins Kleine gehen — im Buche selber für dessen Vervielfältigung arbeiten durch Dickmachen, und wär' es oft durch die scheinbar erbärmlichsten Künste; er könnte z. B. durch häufige Absätze den Absatz ersetzen,

oder könnt' es durch die zum Glücke uns Deutschen schon geläufige Weitschweifigkeit thun, für die ich fast einen elenden Kunstgriff empfehlen möchte. Man sage nämlich häufig: wie gedacht oder wie gesagt, oder: die Wahrheit zu sagen; so kann man es sogleich wieder sagen; es ist doch etwas.

Zweitens — erstlich sagt' ich schon oben — sind wir Deutsche ein Volk, das, die Wahrheit zu sagen, für seine Ehre zu sorgen hat, und da es die ganzen Arme nicht mehr politisch bewegen kann, wenigstens die Finger daran regen soll zum Schreiben. Wir gleichen nämlich der herrlichen Bildsäule Laokoons, die ihre Arme sich an der Zeit zerbrochen hat, aber so trefflich ergänzte vom Meister Michael Angelo erhalten, daß man sie ihr immer zu Füßen legt, denn die Stummeln davon, womit die Feder statt der Waffen zu führen ist, sitzen ja noch an den Achseln fest. Jener große Redner gab dreimal die actio (die Handlung und Bewegung) als die eigentliche Beredsamkeit an; wir kehren es eben so leicht um, und sagen dreimal: Reden oder Schreiben ist das höchste Handeln. — Und wenn wundärztlich nichts so gut verbrannte Finger heilt, als Dinte: so haben wir, dünkt mich, ja beides. —

Und wenn es in Norwegen ganze christliche Tempel*) von Papier mâché gibt, so haben wir zu unsern Ehrentempeln und Janustempeln ja Papier genug, wenigstens die Lumpen dazu.

---

*) In Hoop, unweit Bergen; sogar das Dach ist papieren. A. Anzeiger Nro. 115. 1807.

Vierte Viertelstunde.

Höhere Würdigung des philosophischen Tollseyns auf dem Katheder, und des dichterischen auf dem Theater.

Ich wüßte unter den Schriftstellern niemand als Poeten und Philosophen, welche sich auf dem Papiere dem Tollseyn überlassen dürften, das im gemeinen Leben allen vernünftigen Menschen verstattet ist. Im Handel und Wandel sieht man mit Recht das gewöhnliche Tollseyn und Leben der Menschen blos für eine sanftere Wasserscheu an, worin der Pazient gesunde Vernunft genug hat und umhergeht in seinen Geschäften, bis der Anfall erscheint, und der Pazient beißt. Wir sollten überhaupt weniger hart beurtheilen, und uns alle mehr für höhere, edlere Wasserscheue ansehen, zumal da wir die Anfälle unserer Leidenschaftlichkeit wol tausendmal überstehen, und noch öfter als gemeine Wasserscheue, eh' diese schäumen und anpacken, unsern Nächsten warnen und uns aus dem Wege zu gehen rathen.

Doch zu Poeten und Philosophen zurück! Da die Philosophen in eine Schule der Aesthetik nicht als Gegenstände und Schüler gehören, sondern als Lehrer, so berühr' ich ihr Tollseyn nur im Vorbeigehen, und bemerke, daß die Wasserscheu sich in ihren Schriften mehr als Wassersucht offenbart, und folglich, da sie nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe arbeiten, an diesem als Wasserkopf, der, nach Gall, schon als physischer oft ein Zeichen eines geistreichen Gehirns an Kindern gewesen. Natürlich wird hier unter dem Wasser nichts anderes sinnbildlich verstanden, als jene philosophische Auflösung alles Stoffs durch fortgesetztes Abstrahiren in durchsichtige Form, wiewol für den tiefen Philosophen

schon der Form, als Gränze der Unterschiede, zu viel Stoff anklebt; weßhalb er sogar das Seyn, als zu enge und dem Verstande zu unfaßbar, zuletzt in das Weiteste, Reinste und Begreiflichste, in das Nichts auflösen muß. Und was meint denn der alte Cicero anders, als dieses Wasser oder Wasserstoffgas, wenn er versichert, es gebe nichts so ungereimtes, was nicht irgend ein Philosoph einmal behauptet hätte?

Wenn jeder Philosoph Herr ist in seinem Irrenhause, und die Weltweisen, als die Irren, uns für Irrige ansehen können: so sind es noch mehr die feurigen Dichter in ihrem Schauspielhause, und sie können da machen, was sie wollen, nicht nur einen und den andern Hofnarren, sondern auch jeden Narren und Tollen überhaupt. Man lass' es mich hier nur im Fluge anerkennen, daß der Schauspieldichter der eigentliche regierende König unter den andern Dichtern ist. Diese beherrschen mehr eine unsichtbare Kirche und nur Stille im Lande, jener aber eine sichtbare, und die Lautesten im Lande. Das Schauspielhaus ist sein St. James, und Louvre und Audienzsaal. Was ist das einsame Lese- und Vorlesezimmer der andern Poeten gegen das Oberhaus der Schauspieler und das Unterhaus sämmtlicher Zuschauer und Zuhörer, und gegen den Souffleurkasten, der den dirigirenden Minister des Innern enthält? Wenn ein anderer Dichter etwa einen einzelnen Deklamator als seinen Proklamator anwirbt, so stellt der Theaterdichter, der als Generalissimus sein stehendes Heer von stehenden Truppen befehligt, mehr als ein Dutzend oder eine ganze Sprechmannschaft von Deklamatoren auf einmal hin, die noch dazu nicht blos Sprecher, sondern auch Thäter des Wortes sind. Kurz,

der Theaterdichter versammelt und vereinigt, wenn man Logen, Parterre und Gallerie recht abwägt, um seinen Thron gerade die drei Stände, wovon der letzte und breiteste, der dritte oder die Groschengallerie, den andern Poeten abgeht.

Um desto wichtiger wird durch den hohen Stand des Bühnendichters jedes Reden, Lispeln, Stammeln, Schnauben, ja Husten desselben; — und hier gelangen wir endlich zur Tollheit. Poeten suchen und pflegen sie sehr, und die tragischen würden gern, wenn sie dürften, ganze Stücke hindurch im Wahnsinn sprechen, anstatt daß man ihnen dafür bloße Leidenschaft als Surrogat vergönnet. Zum Glücke hat der neuere Dichter den Ausweg erfunden, im Stücke Einen, oder ein Paar Personen anzustellen, welche toll sind; in diesen kann der Tragiker bequem leben und weben; ihm, als König, werden, wie in England, die Reden nicht zugerechnet, die er durch seinen Bühnenmeister halten läßt. Wie ein Mann im Mittelalter Campionen oder Champions, oder Geschäftträger haben konnte, die statt seiner fochten und schwuren, ja, die statt seiner tranken: so ist ein Wahnsinniger ein guter Champion des Poeten, und er kann sich durch ihn aussprechen, so daß ihm ein oder ein Paar Tolle im Stücke wol so gut, als dem Mittelalter die Narren- und Eselfeste und die Fastnachttollheiten zuschlagen, diese bekannten Ableiter und Abführmittel angehäuften Tollheitstoffs. Wenn Schiller, Göthe keine Wahnsinnige, und Shakspeare nach Verhältniß seiner Stücke-Zahl nur wenige aufzeigt: so braucht der neuere Tragiker davon keine Anwendung auf sich zu machen, er kann ihrer nicht genug auf- und unterstellen, und könnt' er sich in jedem

Afte eine närrisch gewordene Rolle, wie sonst in Frankreich jedes Schweizerregiment einen Regiment-Hanswurst, halten: desto wohlthätiger wirkte es auf ihn, ja auf den Spieler selber, er müßte denn gar noch etwas Besseres, nämlich das Beste, erringen. Und dies wäre ein Trauerspiel, worin lauter Verrückte aufträten und kein einziger vernünftiger Mensch; aber dahin hat die Kunst noch weit. Begnügen wir uns mit den Tollen, die wir wirklich besitzen. Auch diese wenigen erleichtern dem Dichter und dem Spieler das Darstellen sichtbar; da der Wahnsinn eine Unzahl Linien, der Sinn hingegen eine bestimmte zu wählen und zu treffen gibt, und da wieder diese eine jedem zum Beurtheilen bekannt ist, jene aber nicht allen, so wie, einer ähnlichen Unbekanntschaft wegen, ein Baumschlag leichter zu zeichnen ist, als ein Menschen-Angesicht.

II.

Jubilate-Vorlesung.

Ueber, für und an Rezensenten.

Erste Viertelstunde.

Die Ur-Rezensenten.

Der erste Rezensent, der das Werk eines Schriftstellers, und blos dieses ohne Hinsicht auf die Person beurtheilt, ist der Verleger, obgleich der Verfasser selber der allererste seyn mag, nur, daß er bei weitem milder und nicht so unparteilich rezensiert, als ob er's verlegen sollte, gesetzt sogar, er nähme es in Selberverlag. Der Buchhändler beurtheilt nun das ihm als Handschrift zugeschickte Buch, rezensiert entweder in einem Briefe oder mündlich in seinem Komtoir mit drei Worten: vor seinem Publikum nämlich, vor dem Autor selber, und erhebt, ungleich seinen spätern Nachfolgern, das Werk mit völliger Ueberzeugung, und sagt eher des Guten zu wenig, als zu viel; vielmehr, wenn andere Rezensenten für Bezahlung anpreisen, gibt er selber desto mehr Geld dazu, je mehr er Lob vorher gegeben. Ja, der Primärrezensent verdoppelt, wenn er öffentlich in seiner Buchhändleranzeige auftritt, noch das stille, ins Gesicht ertheilte Privatlob, und den Tadel unter vier Augen verschweigt er lieber. Wie schonend deckt er, der allen kritischen Zer-

gliederern des Buchs mit seinem Messer als Prosektor vorausgieng, in der Anzeige alle Blößen des Verlagartikels zu, und wie liebend hebt er alle Vorzüge desselben heraus, ordentlich über Verdienst! Wollte doch der Himmel, die Nach- und Sekundarezensenten nähmen sich die Primarezensenten zum Muster, und schlügen ihnen in dem Loben und Beräuchern besonders der Werke von schlechtem Geruch nach, da dabei nicht das abstracte Ding, die gelehrte Republick, sondern die Gelehrten, die sie bilden, so augenscheinlich gewinnen würden! —

Die Primärrezensenten, welche in vielen Literatur-Zeitungen ihren ansehnlichen Stall rezensierender Musterreiterei unterhalten, liefern noch Rezensionen in einem zweiten, aber höheren Verstande, wie man die neuen Herausgeber alter Klassiker gelehrte Humanisten nennt. Nur übertrifft ein Primrezensent einen Heyne, der seinen Virgil, einen Wolf, der seinen Homer, einen Ernesti, der seinen Cicero herausgab (recensuit et edidit) dadurch, daß er nicht, wie diese, eine hundertste Ausgabe nach mehren gedruckten veranstaltet, sondern eine erste ganz neue besorgt, und von seinem ungedruckten Klassiker und Schreiber durch sein Verlegen Handschriften der gelehrten Welt zuführt, die meistens nur einmal abgeschrieben in der Hand des Verfassers existierten, indeß von einem Platon, Aristoteles in mehreren Klöstern Abschriften vorhanden waren. Ehrwürdig reiht sich der Primrezensent noch durch sein Studium der neuesten Handschriften jenen großen Wiederherstellern der Wissenschaften, die einen Tacitus, Aristophanes und andere, aus Kellern, Kramläden, Dachböden holen und retten mußten, auch dadurch an, daß er — manchen Roman, manches Predigtbuch, manche Reisebeschreibung

aus Dachstuben, elenden Schlupfwinkeln, ja aus Gläubigers Händen hervorzieht! —

Zweite Viertelstunde.

Wunsch und Nothwendigkeit der Rezensenten-Vermehrung.

Wer sich beklagt, daß es zu viele Literaturzeitungen gebe, der bedenkt vieles nicht, ob er gleich mit Recht anführt, daß auf diese Weise ein Autor, wenn er auch durch eine Gasse von Kritikern und Prügeln hindurch wieder in eine neue, frische einlaufe, das Stäupen von vornen anhebe. Ich versetze hierauf: am Ende kommen doch nur so viele Literaturzeitungen auf einen Autor, als nach Linnäus jede Pflanze Landinsekten *) trägt, nämlich fünf. — Ich will gar nichts davon sagen — zumal wenn ich es irgendwo schon gesagt hätte — daß die Menge der Zeitungen einander die Universalmonarchie und die Kabinetordres beschneiden, und sie aus der Unfehlbarkeit zu Beweisführungen treiben, und das Publikum aus dem blinden Glauben zur Vergleichung der Beweise heraus, endlich auf die eigenen Füße hinauf nöthigen. Ja, funfzig allgemeine deutsche Bibliotheken auf einmal könnten wol machen, daß man sich nach der ein und funfzigsten umsähe, und so lange seine Augen aufmachte, während die Zeit den hundert Augen des Argus den Staar stäche.

Da kein Kritiker durch eine Antikritik umzuändern steht — unter allen Instrumenten ist eine Pauke am schwersten zu stimmen, und ein Rezensent — so ist's für einen Schriftsteller, dessen Sache bei mehrern Zeitungen

*) Linn. amoenit. acad. V. II. disp. 19 §. 21.

verloren ging, eine halbe Rettung, wenn noch eine Instanz übrig bleibt, bei der er gewinnen kann. Ja wiederum einem berühmten Schriftsteller, der elf Rezensenten zu Aposteln hat, ist ein kleiner Judas, der ihn verräth, ein gesunder Blutigel, oder eine spanische Fliege, und beide ziehen etwas weg.

Schon an sich bleibt der Untergang einer Kritik, und noch mehr eines Kritikers, reiner Verlust, z. B. der von Müllners Hekate. Ich wollte, sie bellte und bisse noch. Man sieht ich verwechsele die Göttin gern mit ihrem Hunde, weil sie, wie Zerberus, einen dreifachen Kopf hatte, den mathematischen, den juristisch-politischen und den ästhetischen; wovon ich den beiden ersten mehr die Kränze gönne, als die Tonsur, denn da die Köpfe die drei Gelübde unter sich zum Halten ausgetheilt, so hat der ästhetische das der Armuth übernommen und zu beobachten gesucht. Doch lieber red' ich, wie der Kopf selber, ohne Figur. Es ist nämlich im schönwissenschaftlichen Deutschland eine Gesetzlosigkeit eingedrungen, wie noch in keinem andern Lande und Zeitalter, Sprachregeln und Sprachsitten — Wohlklang — Perioden- und Wörterbau — Reime — Bilder — Wahrscheinlichkeit, ja Möglichkeit der Charaktere wie der Fabel — ja Sinn und Verstand, alles wird mit stolzer Willkühr behandelt; und für eine solche literarische Zeit des Schreibfaustrechts ist es eine Wohlthat, wenn der dritte Kopf des Zerberus losgelassen oder losgehetzt wird zum Bellen und Fangen. Das treue Thier thut unter seiner Tonsur für die Technik der Dichtkunst Gutes. Ja, die literarische Hekate that wol, der mythologischen, welche unter den vor dem bösen Gott Typhon sich verlarvenden Göttern die Gestalt einer Katze

annahm, es nachzuthun und als Katze zu zeigen mit Krallen und Funken — eine geringe, aber schöne Veränderung, da, nach dem Naturphilosophen Ritter, der Mensch die edelste Katze ist. Nur für den Geist der Dichter war die Katze oder der Hund kein Mann, so wie die allgemeine deutsche Bibliothek es nicht gewesen.

Es gibt eine höhere kritische Physiognomik, welche hinter dem Sokratischen Gesicht den Weisen, und hinter dem Aesopischen Buckel den Dichter findet und anerkennt.

Bekanntlich war in allen Zeitaltern Blüte der Kritik Anzeichen des erstiegenen Gipfels der Kunst, von welchem sie ihr Herabsinken anfing, so wie das Blühen der Distelköpfe, da es blos in den längsten Tag eintritt, die Abnahme der Tage ankündigt. Aber noch stehen wenige Distelköpfe in Blüte und hangen voll Tagfalter, und versprechen die Fallhöhe der Kunst. Möchte doch irgend ein wolhabender Buchhändler ein kritisches Konklave oder eine kritische Jury ins Haus nehmen, und wie wol öfter geschehen, durch Festsetzen und Sparküche aus dem einen das Heiligsprechen *), und aus der andern das Schuldigsprechen heraus nöthigen!

Dritte Viertelstunde.

Eine Literaturzeitung der Restanten.

Eine solche Literaturzeitung ist wol die allernöthigste. Der Zufall wählte, der Zufall vergaß bisher. Die Werk-

*) Denn die Papstwahl zeugt den heiligen Vater künftiger Heiligen, die sich aber nicht wieder fortpflanzen.

chen werden gewisser beurtheilt, als Werke, und weitläuftiger dazu. Die kritischen Gewebe hangen voll Taschenbücher oder bunter Mückchen, und lassen kein einziges ohne Zergliederung aller seiner mikroskopischen Eingeweide durch, aber die Bienen, die (geistig und leiblich) schwersten Werke, fangen sie selten auf. Blos über Predigtbücher predigen Rezensenten aus ihren Kanzeln, und über philologische Schriften dozieren sie aus ihren Kathedern hinreichend, folglich beides stromweise. Ueber manche — zumal allgemein gelesene — Werke, sobald sie einmal von ein Paar Zeitungen Urtheile erbeutet, fällen dann alle übrigen die ihrigen dazu, weil sie unter einander dadurch ihrer Urtheilkraft nur das Fortziehen, nicht den ersten Zug der Last aufbürden, ja, sie geben zwei Urtheile über das nämliche Buch, indem sie ein anderes mit gar keinem bezeichnen. Wird aber nicht durch diese Unvollständigkeit dem Publikum die Kenntniß und die Autoren, der Doppellohn der Zurechtweisung und der Förderung geraubt? Und soll der verdienstreiche, wie der fehlerreiche Schriftsteller in demselben limbus patrum der Vergessenheit aufbehalten bleiben?

Rezensionen greifen mehr ein und an, als selber die wissen, welche sich über sie erheben. Mancher stolze Autor vollendete sein Werk, oder gar (wie Leisewitz) seine Bahn nicht, weil er getadelt wurde. Manche andere Dichter lassen ihre Elephantenkraft von einem kleinen kritischen Kornak freiwillig lenken, wenn sie ihn nicht eben vom Halse schütteln und treten. Der gehoffte, oder der empfangene Lorbeerkranz ist der leichte Strohkranz, mit welchem Wasserträgerinnen am vollen Eimer das Ueberschweppen hindern. So kann wieder ein unbedeutender oder anonymer Rezensent, der in seinem Leben

kein Buch herausbrächte, ein fremdes anbrüten und aus der Schale lösen, so wie der Hühnerkoth Eier so gut ausbrütet, als die legende Henne.

Was gibt es nun für so viele übergangene, aller Rezensionen beraubte Werke für ein Hülf- und Heilmittel? — Ein ganz nahes, nämlich einen Redaktör oder Buchhändler, der eine Literaturzeitung der Restanten herausgäbe, welche etwan alle fünf Jahre den vergessenen oder übersehenen Werken aus allen Journalen ein kleines postjustinianisches Recht wiederfahren ließe. — Und wäre das Journal denn etwas anders, als ein kleines jüngstes Gericht, das, gleich dem theologischen, die Bücherseelen für den Himmel oder die Hölle bestimmte, mehre Jahre nach ihrem Ableben, und sogar nach ihrem vorläufigen Aufenthalte in dem nun dekretirten Himmelsaal oder Höllenpfuhl? — Wäre nicht eine solche Restantenzeitung das Ergänzblatt aller Ergänzblätter, und schöbe nicht zu lange auf? — Und könnt' es ihr je an Bogen und an Lesern fehlen? — Und ließe sich mein Vorschlag in der dritte Viertelstunde der Jubilatevorlesung nicht so erweitern, umarbeiten und veredeln, daß am Ende gar nichts mehr von ihm übrig bliebe, als der Redaktör?

Vierte Viertelstunde.

Eine Literaturzeitung ohne Gründe.

Die Literaturzeitung ohne Gründe hätte sonst am besten in Weimar geschrieben werden können — so wie die deutsche Geschichte überhaupt, und die übrige dazu, und zwar von drei Männern im Feuer, oder voll

Feuer. Herder, Wieland und Göthe verbrüderten sich in hoher Eigenthümlichkeit der Weltanschauung, daß sie an allen Völkern und Zeiten und menschlichen Großverwandlungen die Rechte, die Vorzüge, die Stralen und die Flecken mit einer parteilosen Allseitigkeit erkannten und anerkannten, gleichsam als Nachahmer der drei unterirdischen Todtenrichter. Diesen Kosmopolitismus des Blicks*) hatte Schiller weder für Völker, noch weniger für die Musen der Völker mit ihnen gemein, so wie Klopstock nicht einmal den engern mit Schiller.

Die weltbürgerliche Vielseitigkeit wurde nun eine ästhetische, und die drei Könige brachten gern jeder genialen wunderthätigen Geburt in der Krippe, zwischen den Thieren seiner Zeit, Myrrhen und Weihrauch. Von Herder stieg es zu Wieland (wenigstens in dessen Spätjahren), bis zu Göthe empor. Mitten unter diesen drei Männern im genialen Feuer stand als der vierte, wie jener Engel, Lessing, der sie alle übertraf, und der zugleich Sterne's Werke, Jakobi's Allwill, Hippels Lebensläufe, Calderon, Hans Sachs und Klopstock, wie die Römer alle Götter fremder Völker verehrte.

Von solchen parteilosen Männern — wie er, und Göthe vorzüglich —, welche, wie die Peterskirche zu Rom, einen besondern Beichtstuhl für alle fremde Völker halten, könnte nun die Literaturzeitung ohne Gründe, die ich vorschlage, am besten geschrieben werden. Mein vollständiger Plan des neuen Journals ist dieser: Der Re-

*) Vielleicht aber mit dem Unterschiede, daß Wieland am besten den Charakter historischer Personen (z. B. des Kaiser Augustus) aufgriff, Herder den Charakter der Massen, als Völker und Zeiten, und Göthe beides.

zensent setzt den Titel des Werks, das er zu beurtheilen hat, hin, und fährt dann so fort: es gefällt mir — oder: es ist elend — oder: ein trefliches Buch — oder: ein langweiliges, oder wie er sonst sein Urtheil motiviren und aussprechen will. Die Gründe, womit er sein Urtheil belegt, sind seine Werke oder sein Name. Unähnlich andern Rezensenten, von welchen der Name, wie von mehren Negerfürsten, nicht genannt werden darf, so lange sie regieren, ist ein solcher Rezensent dem Proteus ähnlich, der eben blos in seiner eignen Gestalt, aber in keiner angenommenen die Wahrheit aussprach.

Ja, könnten nicht auch andere Schriftsteller, obwol nicht von tieferem Werth, doch von einer genugsamen Vielbändigkeit, die ihrem bloßen Urtheile statt der Gründe diente, könnten nicht auch solche ein Journal ohne Gründe schreiben, z. B. ich selber? — Könnt' ich nicht mehren vor Jahren herausgekommenen Werken, die mir nicht Lob genug erhalten zu haben geschienen, noch einiges nachschicken und, ohne alles kritische Auseinandersetzen und Motiviren, beurtheilen? Und könnt' ich also z. B. nicht lobend anführen:

1) „Lydiens Kinderjahre. Ein Beitrag zur Erziehungkunde.“ — Eine mit den feinsten und lehrreichsten Beobachtungen durchwebte Erziehgeschichte mit allen Reizen eines Romans, von einer leider schon hinübergegangenen Ch. Schütze; — oder ferner das

2) „Kritisch-etymologische medizinische Lexikon, von Ludwig August Kraus,“ — ein in einer sonst schätzbaren Literaturzeitung mehr von Tatzen, als von Händen über der Taufschüssel gehaltenes Werk, das durch Kürze, Fülle, Heiterkeit und fer-

tige Hülfleistung wenigstens den Dilettanten der Kunst und der Sprache unentbehrlich ist. — Oder ferner

3) „Schütze's Reise nach Karlsbad,“ — ein Meisterstückchen der liebenswürdigsten Laune, zwar gelobt, aber noch nicht genug. — Oder ferner

4) die „Hammelsburger Reise, von Lange,“ — ein gaukelnder Springbrunnen von komischen Erfindungen, der sie oft aus dem Wasserschatze der Sprache wunderbar emportreibt, — noch abgerechnet, daß das spitze Satyrhorn sich zuweilen umstürzt und ausleert als ein Füllhorn historischer Gelehrsamkeit. — Oder ferner

5) den „Torso, einen satirischen Roman in vier Bändchen,“ ein Rumpfparlament, das mit seinen ironischen Akten nicht sowol die allgemeinen Thorheiten, als die dem urdeutschen Reichs-Körper und dessen Reichs-Geiste immatrikulierten Narrheiten der Titelsucht, des Landadelstolzes, der Kleinlichkeit, verfolgt. — Oder auch (denn ich führte absichtlich gerade drei komische Werke an, weil der Deutsche unter allen Schriftstellern keine so leicht vergißt, wenn er ihnen auch nachlacht, als lachende, wie z. B. den sel. Musäus, so wie er keine länger besucht, als predigende;) oder auch

6) „des enzyklopädischen Wörterbuchs zweite, in drei Bänden vollendete Auflage,“ deren ungeheuren Kunstwörter-Umfang sogar der Gelehrte, neben dem ebenfalls ungeheuern Wörterumfange seiner Wissenschaft, nicht ganz in seinem Gedächtnisse beherbergen, sondern nur gastweise aufnehmen kann, zu welchem allen in der neuen Auflage noch die Ueberschwängerung mit einem geographischen Lexikon gekommen. — Oder endlich

7) „Schoppenhauers Welt, als Vorstellung und Wille,“ ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht *). Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.

Hier sey indessen das Loben zu Ende; denn es gehört weit mehr Muth, nämlich gelehrter Gehalt dazu, als ich je im längsten Leben noch erringen kann, um das Lob zu verdoppeln, das z. B. einem Werke, wie Barths „Urgeschichte Teutschlands,“ für seine historisch-gelehrte Schatzkammer, für seine Gewichtsprache und für den hohen, des Gegenstandes würdigen, freien Sinn gebürt.

---

*) Die letzte Zeile werden Leser des originellen Buchs bildlich-treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren.

III.

Kantate= oder Zahl= und Buchhändler=Woche.

Vorlesung an und für den Leser.

Erste bis vierte Viertelstunde.

Ueber dessen praktische Lesarten.

Ich beschneide die Stunde, lieber Leser, denn wozu eine besondere Vorlesung für dich, da ja eigentlich jedes Buch und jede Bibliothek für niemand anders auf der ganzen Erde geschrieben wird, als für deine Person. Doch in der Zahlwoche und Buchhändlerwoche gedenkt man noch auf eigene Weise an dich, was dir deine Ausgaben wol leicht beweisen. Denn kein Mensch in der Welt — nicht einmal die Orientfürsten, zu denen man noch weniger ohne Geschenke kommen darf, als zu Landrichtern — wird von so vielen, jedes Standes und Geschlechts, sogar von Fürsten und Damen und Dachstubenschreibern beschenkt, als du, oder das sogenannte Publikum —; und dieß zwar so oft — jedes Jahr in den beiden Leipziger Messen — und zwar so reichlich — wie ich denn allein dir ein Geschenk von 60 bis 64 Bänden gemacht —: so hast du, guter Leser, warlich das Deinige zu bezahlen und in deinen Beutel zu greifen, weil wir Autoren, dem römischen Rechte zufolge, jedem Geschenke den Schein eines

Verkaufs geben, und folglich von dir etwas nehmen müssen, was der Buchhändler einkassirt unter dem herkömmlichen Titel: Buchpreis.

Aber, mein Leser, diese kostbaren Geschenke ordentlich zu verwenden, fehlt es dir ganz und gar an einer Anweisung und Schule; und wenn du durch Vor- und Nachschule, durch Philosophen und Fürstenschulen hindurch gezogen, und durch Sing-, Tanz- und Fechtschulen: immer wurde dir keine Leseschule aufgemacht.— Noch schlimmer stehts mit deiner, theure Leserin, und käme sie eben aus Töchter- und Näh- und Spinnschulen her — es ist aber warlich ein starkes Elend, und ein Schreiber sollte weinen. Stehe doch nie ein Dichter dabei und könn' es sehen, wie, wo, wann er gelesen wird; bester Leser — mitten im Warten auf einen Besuch oder auf frische Pferde — unter dem Ankleiden — unter dem Essen oder später, da, wo Dr. Semmler die Goldmacherei trieb — oder eilfertigst, um keinen neuen Lese-Thorgroschen zu zahlen — oder des herausgefallenen Lesezeichens wegen, irgendwo, wie es der Teufel will — oder mitten im höchsten Verdruß — oder auch im höchsten Jubel, ohne auf das Buch besonders zu merken — oder mitten in einem ergreifenden Auftritt oder Kapitel, aus dessen Anfange der Leser vor acht Tagen sprang, und zu dessen Ende er nach acht Tagen wiederkommen will, so daß während dieses Zwischenraums die ganze Springfluth des Dichters in ihm verlaufen ist — oder endlich kurz vor dem Einschlafen. — —

Letztes jedoch tadl' ich an sich selber gar nicht; die Buchbenutzung, zu lesen, um zu schlafen, wäre an sich gerade die zweckmäßigste und sehr wünschenswerth; —

und es hat mehr Schein, als Grund, wenn man fragt, ob also ein Schriftsteller seine besten Kräfte und feurigsten Augenblicke zusammendränge, um an dem Leser nichts ins Feuer zu setzen, als dessen Nachtmuße und Bettvorhang, und ihn durch alle Gluth statt zu begeistern, blos einzuschläfern, wie in Südamerika gerade die höchste Sonnenwärme (nach Humbold) das Krokodill und die großen Schlangen in Winterschlaf und Schlamm einsenkt — denn die beste Antwort auf alles ist die Foderung, daß man den Schlaf nicht verachte, den ja Dichter und andere Werke als den Wiederhersteller aller Kräfte, als den Eroberer des so poetischen Traumreichs, als den täglichen Magnetisör für das geistige Hellsehen nicht oft genug vermählen können mit ihren Schönheiten, so wie die Juno mit der schönsten Charitin, mit Pasithea, den Gott des Schlummers verband.

Aber, worauf ich zurückzukommen habe, der große Fehler und Jammer ist, daß der Leser und der Dichter, z. B. Homer, selten zur nämlichen, meistens in verschiedener Zeit einschlafen. Heute rückst du deinen Lesetisch mit der Nachtlampe und dem Sonnenkörper des Phöbus, d. h. mit dem poetischen Buche ans Bett, doch das Buch wirft immer hellere Stralen, je länger du hineinsiehst, und der Schlaf wird immer weiter zurückgejagt, je näher er kommen sollte — zu was hilft da Nachtmütze und Kopfkissen? Morgen hingegen schlägst du das Buch gerade bei dem Eintritte der poetischen Sonnenfinsterniß auf, und du bist vor Langeweile nicht im Stande, die Augen so lange offen zu behalten, bis du deine gewöhnliche Leseporzion vor dem Einschlafen eingenommen. Eben so schlecht fährst und schläfst du, wenn der Schreiber blitzt im Werke, und Wetter-

leuchten und Nachtwolken gegen einander springen läßt; wie soll da Schlaf einwurzeln? — Aber warum wird nicht Rath geschafft? Warum theilt der Schreiber nicht sein Werk nach Aehnlichkeit der Leiden-Stazionen in Schlaf-Stazionen ab, und bezeichnet genauer die Stellen, wo er als abnehmender Mond aufgeht und durch ein geschickt fortgesetztes Viertheilen und diminuendo sich zu einem Grassichelrücken abstumpft, bis er ganz neu und unsichtbar wird, zugleich mit dem Geist des Lesers. Guten Poeten fehlen dergleichen Stellen nie; nur sind sie für den schlaflustigen Leser im Bette nicht genug abgetheilt oder besonders angezeigt.

Was vollends deine Theuerste anlangt, lieber Leser, nämlich die Leserin, so sind ihre Lesarten noch zehnmal ärger, aber noch hundertmal unheilbarer; wir wollen sie also lieber machen lassen, was sie will — das Seidenläppchen oder der Seidenfaden kann aus dem Buche fallen oder dieses von ihr aufgeschlagen auf den Bauch hingelegt werden, von andern umgekehrt und zugeklappt, so daß sie in beiden Fällen nicht weiß, wo sie blieb — oder sie mag der Geschichte wegen hinten anfangen, von der Offenbarung Johannis an, und dann überall fortfahren bis zur Genesis und Schöpfung zurück: — sie bringt doch ihr Buch zu Ende, und dieß genüge jedem. Ja sie vollendet es noch eher, als selber der Leser, da sie sich durch keine Sätze, geschweige Wörter, die sie nicht versteht, aufhalten läßt, sondern, sich mehr ans Ganze haltend, immer weiter dringt; eine treffliche Gewohnheit, welche sie zum Theil den Sprachzimmern der Männer verdankt, wo vor ihr täglich hundert juristische, medizinische und andere Kunstwörter, die ihr kein Mensch erklärt, vorüberrauschen.

Wahrscheinlich, geneigter Leser, wirst du auch meinem Buche die nächste Stelle an deiner Bettstelle geben, und diese Bücherschau zugleich mit deinen Augen zumachen wollen, um im Schlafe statt meiner zu reden. Ich wünsche herzlich, dich so spät in der Nacht nicht zu wecken, sondern zu wiegen — und es haben allerdings manche Schreiber Vorzüge, — und Philosophen mit ihren Windmühlen, von den Luftarten der Systeme getrieben, bewegen eben so gut Wiegen statt der Herzen, als die Dichter mit ihren donnernden Wasserfällen von Redensarten, und keiner von beiden ist zu vergessen und auszulassen, so wie nicht nur die Leinweber in Schmiedeberg in Schlesien *) die Wiegen ihrer Kinder durch kleine Wasserfälle schütteln lassen, als Bergleute an manchen Orten die ihrigen durch Windmühlen. — — Und der Zuckerstoff, welchen der Chemiker Braconnat in Nancy, wie nach ihm Dr. Vogel in München, durch konzentrirte Holzsäure aus Druckpapier auszuziehen versteht, bleibt immer nur ein körperlicher gegen den ähnlichen geistigen, den ein Minister aus dem Druckpapier der elendesten politischen Lobredner und Ministerialzeitungschreiber zu extrahiren weiß, ja aus Lumpen selber, aber aus tragenden, wie der Chemiker aus getragenen für Papier. Und die Interpunkzionzeichen der deutschen Reichs-Geschichte sind die Kaiser und die Könige, und die vielen Kommata sind die kleinen Fürsten, und dabei laufen die herrlichen Päbste als lange Gedankenstriche und Durchstriche hindurch — und in den Büchern der Griechen und Römer hingen die Sätze ohne Unter-

*) Auswahl kleiner Reisebeschreibungen. B. 1. S. 8.

scheidzeichen *) an einander, blos durch Geist gesondert. — — Und jeder Schluß, wenn denn nun dieß alles so, und nicht anders ist und seyn kann, ergibt und macht sich auf die erhabene und ehrende Stellung unserer Zeit, sammt ihren Zeiten und Zeitläuften leicht. — Und Südamerika sammt Nordamerika, und Griechenland sammt England vergewissern, vervollkommnen, vervollständigen, verwirklichen, berücksichtigen, bewahrheiten, bewerkhaben, bewerkstelligen. . . .

— Jetzt schnarcht er, der Leser.

*) Bekanntlich hatten die Alten keine Interpunkzionzeichen.

IV.

Himmelfahrt-Woche.

Vorlesung an und für mich.

Ueber die Dichtkunst.

Jetzo wachst du wieder, Leser! Ich bekenn' es dir nun, daß ich dich schon in der vorigen Vorlesung mit allen meinen schwachen Kräften einzuschläfern getrachtet, weil ich zu gewiß voraussah, du würdest erst in dieser vierten, Buch und Augen zugleich schließen wollen. Um nun dieß um Eine Vorlesung früher zu bewerkstelligen — letztes Zeitwort war eines von den vorhin gebrauchten Zeitwörtern aus dem Lexikon für Bettfedern, d. h. der für das — Bett schreibenden Federn — drehete ich aus meiner bekannten Kunst, selber einzuschlafen *), mit einem leichten Griffe zur Kunst, andere einzuschläfern um, durch langweiliges Luft-Springen ohne Ziel, wie du bei dem Wiederlesen alles selber bemerken kannst.

Jetzo aber hab' ich dich wach vor mir, mein theurer Leser, und ich kann mit mir wol vor dir an dem schönen Himmelfahrttage von der Dichtkunst reden, dieser menschlichern Himmelfahrt, wo der Himmel selber zu uns herunter fährt, nicht wir später in ihn hinauf.

---

*) Katzenbergers Badreise. B. 2.

Es wohnt eine Kraft in uns, deren Allmacht uns eben so wol Himmel als Höllen bauen kann, es ist die Phantasie. Im Leben kann uns diese Phantasie die heitersten Tage durch zurückgeworfene Schatten der Vergangenheit und nahgerückte Schatten der Zukunft verdunkeln, sie kann die Freuden dünn und durchsichtig machen, und die Schmerzen dick und undurchsichtig — o! so gebt doch dieser gewaltigen Göttin das Reich der Dichtkunst zu verwalten, wo sie grade die Gegenfüßlerin des Lebens werden kann und soll, und nicht nur die Freuden vergrößern und die Schmerzen verkleinern, sondern euch beide verklären. Aber desto verwerflicher ist es, wenn sie auch in diesen Höhen ihre Entzauberkräfte in den Tiefen wiederholen wollte, und wenn sie, da unten der Erdboden knochige, scharf-gezähnte Ungeheuer und lange Geister-Schlangen genug trägt und entgegenführt, oben die zarten, beweglichen Wolken des poetischen Himmels noch zu breiten und hohen Ungestalten und riesenhaften Furienmasken verdreht und formt, anstatt zu weißen, friedlichen Lämmerwolken und leichten, hellen Gebirgketten über die schweren, finstern Bergrücken der Erde hinfliegend. — Warum hast du armer, großer Dichter Byron, wie dein Leben, so dein Dichten zugleich im Hohlspiegel deiner Phantasie in- und auseinander gezerrt, und das Heer der Sterne, wie auf einem Himmelglobus, durch Linien in Ungeheuer abgetheilt und verwandelt! Und leider muß ich zu mir selber sagen: auch du hast früher gesündigt, und zu oft die Gräber offen gezeigt, nicht blos den Himmel offen. Aber gerade diesen Fehler nimmt das Alter am leichtesten, und der Mensch ist in seinem Spätleben der ihm überall verwandten Eintagfliege gern auch darin ähnlich, daß er, wie sie, Jahre

lang im Dunkel des Thons und des Wassers verbringend, die letzten Paar Abendstunden in dem warmen Glanze der untergehenden Sonne tanzt. Daher der alte Mann, wie sehr ernste Völker, lieber das Lustspiel als das Trauerspiel besucht.

Nur führe diese geöffnete Schulpforte nicht auf einen nahe liegenden Irrweg der Götheschen Nachspieler und Schulleute. Der Dichter erheitere nicht blos wie Göthe, sondern erhebe auch, wie Klopstock; er male nicht blos das nahe Grün der Erde, wie jener, sondern auch das tiefe Blau des Himmels, wie dieser, das am Ende doch länger Farbe hält, als das erbleichende Grün.

Und so thue denn, sag' ich zu mir selber, alles, was du noch vermagst in deinen abnehmenden Tagen — als wären es zunehmende — für die herrliche Dichtkunst, welche die armen und verarmenden Menschen tröstet und begeistert; und scheue keinen Aufwand von noch übriggebliebenen Jahren und Kräften und absterbenden Augen für eine Aussaat, deren Mühe kleiner ist, als die Ernte für die Freunde deines Herzens. — Und möge der hohe Geist, mit dessen Andenken ich mein früheres Werk über die Dichtkunst schloß und schmückte, meine letzten Anstrengungen und Entschlüsse billigen — Herder!

V.

Ueber die natürliche Magie der Einbildungkraft.

Gedächtniß ist nur eine eingeschränktere Phantasie. Erinnerung ist nicht die bloße Wahrnehmung der Identität zweier Bilder, sondern sie ist die Wahrnehmung der Verschiedenheit des räumlichen und zeitlichen Verhältnisses gleicher Bilder. Folglich breitet sich die Erinnerung über die Verhältnisse der Zeit und des Orts, und also über Reih' und Folge aus; aber bloßes Ein- und Vorbilden stellet einen Gegenstand nur abgerissen dar.

Die fünf Sinne heben mir außerhalb, die Phantasie innerhalb meines Kopfes einen Blumengarten vor die Seele; jene gestalten und malen, diese thut es auch; jene drücken die Natur mit fünf verschiedenen Platten ab, diese als sensorium commune liefert sie alle mit Einer. Die Phantasie ist zwar nicht der matte Nachklang der Sinne, wie Helvetius meint, aber doch das Unisono derselben. Wie die Fühlfäden der Sinnennerven zu den Empfindungen, so verhalten sich die Gehirnkügelchen (oder welches körperliche adiuvans einer annehmen will) zu den innern Bildern; und ob wir gleich nur diese zu erzeugen, und jene nur zu empfangen glauben: so ists doch bei den Empfindungen falsch, die wir wie Kant genug erwiesen, eben so gut (nach und mit einer unbegreiflichen plastischen Form

in uns) erzeugen als innere Bilder. Da der Spielraum der Sinne enger ist als der Phantasie: so entsteht die Täuschung, daß wir uns jene nur in den Ketten des Körpers und diese nur in den Zügeln des Willens denken, da wir doch eben so wol in Einem fort phantasieren als empfinden müssen. Die Empfindung stellet mit dem Kolorit der Schmelz- oder Musivmalerei z. B. einen Menschen vor mich, die Phantasie thuts mit der Blässe der schwarzen Kunst oder (in einem Dichter) mit aqua tinta. Daß beide sich blos im Kolorit unterscheiden, sieht man am meisten dann, wenn die Lebhaftigkeit der Phantasie diesen Unterschied der Farbengebung aufhebt — ich meine im hitzigen Fieber, wo der bleiche Leichnam (ich meine die Vorstellung von einem Menschen) in dem Kopfe mit so viel Lebensgeistern und Blut ausgesprützet wird, daß ihn der Fieberkranke wirklich als einen Lebendigen außer seinem Kopfe zu erblicken meint; und dann sieht die Vorstellung so lebhaft und ganz so aus wie eine Empfindung.

Allerdings ist noch ein Unterschied und ein größerer — denn ich suche mit jenen Aehnlichkeiten nicht die Phantasie zu verkörpern, sondern blos die Sinne zu vergeistigen; — es ist nämlich der, daß unser bekanntes Ich die Sukzession in der Phantasie (wie das Simultaneum in der Empfindung) ordnet und regelt sogar im Chaos des Traums, da die drei Gesetze der Ideenassoziazion blos vom Körper auf keine Weise beobachtet werden könnten.

Zufolge jener Aehnlichkeit ist also Stärke der (fünfsinnigen) Empfindung immer um und neben der Stärke der Phantasie, (dieser transzendenten und verpflanzten Empfindung). Daher sind beide in Wilden, Landleuten

und Weibern kräftiger und feiner: denn Schauspiele, Erzählungen, Töne und Träume ziehen tiefere Furchen in ihren Seelen. Auch der Rausch macht zugleich die Phantasie und die Sinne schärfer. Freilich sind oft am dichterischen Genie alle äußere Sinnen-Nerven verdorret und abgewelkt; aber der Wuchs des einen Zweiges hatte nur die andern ausgesogen, so wie ja auch die Sinne — z. B. Aug' und Ohr — einander gegenseitig berauben und erstatten. Unter den Wilden wird blos das Genie die schärfsten Sinne haben.

Jetzt hab' ich zweierlei zu thun. Ich muß erweisen, wie diesem allen ungeachtet die Phantasie uns in ihren Ländereien mit Zauberspiegeln und Zauberflöten so süß bethören und so magisch blenden könne; — zweitens muß ich vorher die meisten dieser magischen Kunststücke aufzählen.

Alle Personen, die blos auf dem Zauberboden der Phantasie stehen, verklären sich unbeschreiblich vor uns, z. B. Todte — Abwesende — Unbekannte. — Der Held einer Biographie sey uns noch so treu vorgezeichnet: gleichwol fängt ihn unsere metamorphotische Einbildung größer auf als unsere plane Netzhaut ihn malen würde, wie in der Malerei ein treu abgemalter Menschenkopf größer scheint als sein Urbild von gleichem Quadratinhalt. Daher stehet der Landmann auf dem elektrischen Isolatorium des Idyllendichters stralend und mit einem Heiligenschein umzogen; eben so steht auch der Wilde in Rousseaus Kopf und die Kinder in jedem dichterischen.

So zieht das Fernrohr der Phantasie einen bunten Difusionsraum um die glücklichen Inseln der Vergangenheit, um das gelobte Land der Zukunft.

Die Personen aller dramatischen Gedichte, selber die bösen, empfangen in ihrem Dunst- und Zauberkreise Reize, die ihnen alle im kahlen lichten gemeinen L ben abfallen würden, wenn sie darin erschienen.

Der Traum ist das Tempe-Thal und Mutterland der Phantasie: die Konzerte, die in diesem dämmernden Arkadien ertönen, die elysischen Felder, die es bedecken, die himmlischen Gestalten, die es bewohnen, leiden keine Vergleichung mit irgend etwas, das die Erde giebt und ich habe oft gedacht: »da der Mensch aus so mancherlei schönen Träumen erwacht; aus denen der Jugend, der Hoffnung, des Glücks, der Liebe: ach könnt' er nur — sie wären ihm dann alle wiedergegeben — in den schönen Träumen des Schlummers länger bleiben!«

Noch größer ist die phantasierende Kraft, wenn sie auswärts reicht und die Gegenwart selber zum Marmorblock oder Teige ihrer Gebilde macht. Ich will mehr als ein Beispiel geben. Das erste ist nicht das deutlichste: bei rauschenden Freudenfesten, auf Bällen, auf nächtlichen Freudengelagen schmückt sich jeder Augenblick mit dem Wiederschein des nächsten künftigen; und so lange dieses dauert, vermengen wir den süßen D u r st des Herzens mit dem T r a n k; — denn der Mensch hat so wenig, daß er nur froh ist, wenn er stark b e g e h r e n kann und daß er die S t ä r c k e seiner Wünsche zu ihren B e f r i e d i g u n g e n rechnet. — Aber es kommt eine trunknere Stunde, wo im langen Freudengelage unsere Phantasien unsere Sinnen übertönen, wo die Gegenwart mehr zum Traume, die Musik mehr zum Echo ermattet und wo wir im wirbelnden bunten Rauche um uns schwindeln und dann im Schwindel unsere Um-

kreisungen für fremde nehmen; dann sind wir gesättigt und voll, ach! fast vor Ermüdung! —

Im Rausche dringen die Wolken der innen brennenden Räucherkerzen hinaus und legen sich außen an den Gegenständen an und geben ihnen eine vergrößerte, abgerundete, zitternde Gestalt.

In der Liebe ist das Amalgama der Gegenwart mit der Phantasie noch inniger. Schaue die Gestalt an, die du einmal geliebt hattest und die nun mit allen ihren Reizen nicht einmal den idealischen Zauber einer Bildsäule für dich hat! Warum sonst ist sie jetzt ein lackirter Blumenstab für dich als blos weil alle Rosen, die deine Phantasie an diesem Stabe hinaufgezogen, nun ausgerissen sind? — Ich wünschte, der Leser liebte eine Schwester, die besondere Familienähnlichkeit mit ihrem Bruder hätte, den er nicht leiden könnte: er würde dann am leichtesten das geliebte Gesicht von dem Brautschmuck, womit seine Phantasie als Folienschlägerin es blasonniert und übergoldet, trennen können. Kurz eine geliebte Person hat den Nimbus einer abwesenden — einer gestorbenen — einer dramatischen. —

Noch mehr. Leuten, deren Kopf voll poetischer Kreaturen ist, finden auch außerhalb desselben keine geringern. Dem ächten Dichter ist das ganze Leben dramatisch, alle Nachbarn sind ihm Charaktere, alle fremde Schmerzen sind ihm süße der Illusion, alles erscheint ihm beweglich, erhoben, arkadisch, fliehend und froh und er kommt nie dahinter, wie bürgerlich-eng einem armen Archivsekretair mit sechs Kindern — gesetzt er wäre das selber — zu Muthe ist. Denn ist er selber bürgerlich unglücklich; z. B. ein Träger des Lazarus-Ordens: so kommt es ihm vor, als mach' er

eine Gastrolle in Gay's Bettleroper, das Schicksal ist der Theaterdichter und Frau und Kind sind die stehende Truppe.

— Und warlich, der Philosoph und der Mensch dürfen hier nicht anders denken als der Dichter; und der, für den das äußere (bürgerliche, physische) Leben mehr ist als eine Rolle: der ist ein Komödiantenkind, das seine Rolle mit seinem Leben verwirrt und das auf dem Theater zu weinen anfängt. Dieser Gesichtpunkt, der metaphorischer scheint als er ist, erhebt zu einer Standhaftigkeit, die erhabener, seltener und süßer ist als die stoische Apathie und die uns an der Freude alles empfinden lässet, ausgenommen ihren Verlust.

Belesene Mädchen, die im Sommer aufs Land gehen, machen aus den Landleuten wandelnde Gesnerische Idyllen-Ideale. Die Landleute idealisiren ihrerseits wieder die Mädchen zu Prinzessinnen der Marionetten und der Historienbücher hinauf. Und eben so hab' ich im dreizehnten Kapitel der vorigen Biographie *) den Pfarrer und den mir sonst verhaßten Zwinger und Schuldthurm des bürgerlichen Lebens gepriesen, weil ich an ihm und an seinem Nothstall schon den biographischen und idealischen Mondschein glimmen sah, den ich nachher auf ihn warf. Auch im Komischen kann man wirkliche Thoren, die man handeln sieht, im Geheim zu komischen Akteurs und zu gut durchgeführten komischen Charakteren idealisiren. — —

Woher kömmt nun, da die Phantasie nur der goldene Abend-Wiederschein der Sinne ist, dieser Reiz

*) Quintus Fixlein.

eigner Art, der an Träumen, Abwesenden, Geliebten, entrückten Zeiten und Ländern, an Kinderjahren und — was ich kaum zu nennen brauchte — an den von den Dichtern in die Welt geschickten Blumengöttinnen und Blumenparterren haftet? — Wenn wir heraus haben, warum uns die Dichter gefallen; so wissen wir das Uebrige auch.

Davon könnte man mehrere Ursachen angeben, die richtig wären, ohne zureichend zu seyn. Z. B. Wir denken das ganze Jahr weniger mit Bildern als mit Zeichen, d. h. zwar mit Bildern, aber nur mit dunklern kleinern, mit Klängen und Lettern: der Dichter aber rücket nicht nur in unserm Kopfe alle Bilder und Farben zu einem einzigen Altarblatte zusammen, sondern er frischet uns auch jedes einzelne Bild und Farbenkorn durch folgenden Kunstgriff auf. Indem er durch die Metapher einen Körper zur Hülle von etwas Geistigem macht — (z. B. Blüte einer Wissenschaft): so zwingt er uns, dieses Körperliche, also hier „Blüte" heller zu sehen als in einer Botanik geschähe. Und wieder umgekehrt giebt er, wie vermittelst der Metapher dem Körperlichen durch das Geistige, eben so vermittelst der Personifikazion dem Geistigen durch das Körperliche höhere Farben.

Ferner könnte man — und kann auch — sagen, der dramatische Dichter überwältigt uns durch die Verwandlung der Wochen in Minuten und erweckt, indem er die tragische vielleicht über Jahre hingesponnene Geschichte in wenige Stunden zusammen zieht, unsere Leidenschaften blos darum, weil er ihnen gleicht, da sie auch wie Taschenspieler und Heerführer uns durch Geschwindigkeit berücken.

Aber ich eile zu dem, was mich befriedigt. Die Arme des Menschen strecken sich nach der Unendlichkeit aus: alle unsere Begierden sind nur Abtheilungen Eines großen unendlichen Wunsches. Es ist sonderbar, daß man von der Phantasie, deren Flügel einen unendlichen Raum und eine unendliche Zeit bedecken wollen, weil sie über jede endliche reichen, und von der Vernunft, die keine endliche Kausalreihe denken kann, nicht weiter fortgeschlossen hat auf den Willen. Alle unsere Affekten führen ein unvertilgbares Gefühl ihrer Ewigkeit und Ueberschwenglichkeit bei sich — jede Liebe und jeder Haß, jeder Schmerz und jede Freude fühlen sich ewig und unendlich. So gibt es auch eine Furcht vor etwas Unendlichem, wovon die Gespensterfurcht, wie ich anderswo *) bewiesen, eine Aeußerung ist. Wir sind unvermögend, uns nur eine Glückseligkeit vorzuträumen, die uns ausfüllte und ewig befriedigte. — Dein Genius entführe dich und lege dich in der schönsten Pappelinsel dieser Erde nieder — er ziehe Lusthaine durch die Insel, und Gärten um die Haine, und Blumen um die Gärten und — er öffne dein Auge und zeige dir alles was du hast: einen stillen Himmel und zwei Menschen, die du liebst, er fliege in dein Herz zurück und wohne darin unter dem Namen der Tugend und Weisheit. — Glücklicher! wirst du niemals seufzen? — Und steigt dein erster Seufzer als Uebersättigung auf, mit der sich ja kein Wunsch, kein Hunger gesellen könnte. — All' unser Ringen nach Freude soll nur unser Schmachten übertäuben: wir liegen brütend auf der kalten Erde wie die Vögel auf Kreide, nicht um

*) Mumien. 1r Theil. S. 278. 279.

etwas auszubrüten, sondern um die Bruthitze der siechen Brust zu lindern.

Was nun unserm Sinne des Gränzenlosen — so will ich immer der Kürze wegen sagen — die scharf abgetheilten Felder der Natur verweigern, das vergönnen ihm die schwimmenden neblichen elysischen der Phantasie. Kant setzet schon das Erhabene der Dichtkunst und der Natur in ein angeschauetes Unendliche. Die Natur zwar selber als Sinnengegenstand ist nicht erhaben, d. h. unendlich, weil sie alle ihre Massen, wenigstens mit optischen Gränzen scharf abschneidet, das unabsehliche Meer mit Nebel oder Morgenroth, den unergründlichen Himmel mit Blau, die Abgründe mit Schwarz. Gleichwol sind das Meer, der Himmel, der Abgrund erhaben; aber nicht durch die Gabe der Sinne, sondern der Phantasie, die sich an die optischen Gränzen, an jene scheinbare Gränzenlosigkeit hinstellet, um in eine wahre hinüberzuschauen. Man könnte fragen: warum thut sie es nicht bei jedem Blau, bei jedem Schwarz? — Man könnte antworten: weil nicht jedes Blau einen so großen Gegenstand umschließet. Man könnte wieder fragen: warum denn eine dem Meere an Größe gleiche Blumenebene sich mit Nebeln schließe, ohne so erhaben zu seyn wie das Meer. Die letzte Antwort aber bleibt: weil alles Große einfarbig seyn muß, da jede neue Farbe einen neuen Gegenstand anfängt. Im einfachen Blau des Himmels wiegt die Seele ihre Flügel auf und nieder — und aus dem letzten Stern stürzt sie sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Unermeßlichkeit.

Stelle dir ein Arkadien vor: in dem, worauf du trittst, halten überall Herkules-Säulen deine

Genüsse auf, und lassen blos deine Wünsche über die Säulen fliegen; aber in einem dichterischen kann ja dein Wunsch nicht größer seyn als dein Bezirk, und was du wünschest, hast du ja eben vorher erschaffen. —

Der Steig der Wirklichkeit ist nicht blos steiniger, sondern auch länger als der der Phantasie, die über ihm schweifet; aber wenn du einen Dichter liesest, so hast du noch dazu die Freude, den blumigen Irrgang einer fremden Phantasie mit deiner eignen zu durchkreuzen. Wie wird die Phantasie, die schon die Wirklichkeit aufschmückt, erst Träume verzieren? —

Wenn ich oft meiner Phantasie in schönen Landschaften erlaubte, Landschaftmalereien zu machen für mich, nicht für das Publikum: so fand ich, — und auch sonst, — daß die aus mir aufsteigenden Fluren nur Inseln und Erdstriche aus der längst versunknen Kindheit waren. Der Traum führet auch, (wie schon Herder bemerkt), die längst weggeschobenen bunten Glasmalereien der Kindheit wieder in die dunkle Kammer des Schlafes zurück. Die Kindheit-Erinnerungen können aber nicht als Erinnerungen, deren uns ja aus jedem Alter bleiben, so sehr laben, sondern es muß darum seyn, weil ihre magische Dunkelheit und das Andenken an unsere damalige kindliche Erwartung eines unendlichen Genusses, mit der uns die vollen jungen Kräfte und die Unbekanntschaft mit dem Leben belogen, unserm Sinne des Gränzenlosen mehr schmeicheln.

Das Idealische in der Poesie ist nichts anders als diese vorgespiegelte Unendlichkeit; ohne diese Unendlichkeit gibt die Poesie nur platte abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstücke der hohen Natur. Folglich muß alle Poesie idealisiren: die Theile müssen

wirklich, aber das Ganze idealisch seyn. Die richtigste Beschreibung einer Gegend gehöret darum noch in keinen Musenalmanach, sondern mehr in ein Flurbuch — ein Protokoll ist darum noch keine Szene aus einem Lustspiel — die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Kopie nicht mehr enthalten kann als ihr Urbild. —

Die Poesie ist eigentlich dramatisch und malt Empfindungen, fremde oder eigene; das Uebrige — die Bilder, der Flug, der Wolklang, die Nachahmung der Natur — diese Dinge sind nur die Reiskohlen, Malerchatoullen und Gerüste zu jener Malerei. Diese Werkzeuge verhalten sich zur Poesie, wie der Generalbaß oder die Harmonie zur Melodie, wie das Kolorit zur Zeichnung. Dazu setz' ich nun weiter: alle Quantitäten sind für uns endlich, alle Qualitäten sind unendlich. Von jenen können wir durch die äußern Sinne Kenntniß haben, von diesen nur durch den innern. Folglich ist jede Qualität für uns eine geistige Eigenschaft. Geister und ihre Aeußerungen stellen sich unserem Innern eben so gränzenlos als dunkel dar. Mithin muß das in uns geworfene Sonnenbild, das wir uns vom Dichter machen, vergrößert, vervielfältigt und schimmernd in den Wellen zittern, die er selber in uns zusammentrieb. *)

*) Ohne die Erwägung des Geistes, der schuf, wär' es nicht zu erklären, warum eine Szene aus Shakspeare nur halb gefiele, wenn wir wüßten, er hätte sie von Wort zu Wort aus irgend einem wirklichen Zufall, Protokoll, Dialoge ausgeschrieben.

Aber das war's nicht, worauf ich kommen wollte, sondern darauf, wodurch und womit die schönen Künste auf uns wirken. Durchaus nur mit und durch Phantasie: das was die Gebilde der Malerei und Plastik von andern Körpern absondert, muß ein besonderes Verhältniß zu unserer Phantasie seyn. Dieses Verhältniß kann nicht auf die bloße kahle Vergleichung hinauslaufen, die wir zwischen dem Ur- und Abbilde anstellen, und aus der wir nur das matte Vergnügen besiegter Schwierigkeiten schöpfen könnten. Sulzer sagt: ein Gemälde gefället uns, aber nicht das treuere Bild im Spiegel, eine Statue entzückt uns, aber nicht die treuere Wachsfigur: denn die Aehnlichkeit muß ihre Gränzen haben. Ich fragte aber, warum? Weswegen soll die vollendete Aehnlichkeit (die Gleichheit) weniger vermögen als die unvollendete? Es ist in diesem Sinne nicht einmal wahr und ein Portrait, dem zum Spiegelbilde nichts abginge als die Beweglichkeit, würde uns um so mehr bezaubern.

Aber in einem andern Sinne ist allerdings eine Unähnlichkeit vonnöthen: diejenige, die in die Materie die Pantomime eines Geistes eindrückt, kurz das Idealische. Wir stellen uns am Christuskopfe nicht den gemalten, sondern den gedachten vor, der vor der Seele des Künstlers ruhte, kurz die Seele des Künstlers, eine Qualität, eine Kraft, etwas Unendliches. Wie die Schauspieler nur die Lettern, nur die trocknen Tuschen sind, womit der Theaterdichter seine Ideale auf das Theater malet — daher wird jedes Trauerspiel mit größerem Vortheil seines Idealischen, im Kopfe als auf dem Schauplatz aufgeführet: — so sind die Farben und Linien nur die Lettern des Malers. Die typogra-

phische Pracht dieser Lettern vermenge man nicht mit dem erhabenen Sinn, dessen unwillkührliche Zeichen sie sind.

Ich sagte unwillkührliche. Unsere Seele schreibt mit vier und zwanzig Zeichen der Zeichen (d. h. mit vier und zwanzig Buchstaben der Wörter) an Seelen; die Natur mit Millionen. Sie zwingt uns, an fremde Ichs neben unserm zu glauben, da wir ewig nur Körper sehen — also unsere Seele in fremde Augen, Nasen, Lippen überzutragen. Kurz, durch Physiognomik und Pathognomik beseelen wir erstlich alle Leiber — später alle unorganisirte Körper. Dem Baume, dem Kirchthurme, dem Milchtopfe theilen wir eine ferne Menschenbildung zu, und mit dieser den Geist. Die Schönheit des Gesichts putzet sich nicht mit der Schönheit der Linien an, sondern umgekehrt ist alle Linien- und Farbenschönheit nur ein übertragener Wiederschein der menschlichen. Unser Unvermögen, uns etwas Lebloses existirend d. h. lebend zu denken, verknüpft mit unserer Angewöhnung an ein ewiges Personifiziren der ganzen Schöpfung, macht, daß eine schöne Gegend uns ein malerischer oder poetischer Gedanke ist, — daß große Massen uns anreden, als wohnte ein großer Geist in ihnen, oder ein unendlicher — und daß ein gebildeter Apollo- und ein gemalter Johanneskopf nichts sind als die schöne ächte Physiognomie der großen Seelen, die beide geschaffen, um in homogenern Körpern zu wohnen als die eignen sind. —

Als Titon sich vom Jupiter die Unsterblichkeit erflehte, hatte er in seine Bitte nicht die Jugend eingeschlossen und er schwand zuletzt ein zu einer unsterblichen — Stimme: So verfället, erbleichet das Leben

hinter uns, und unserer einschwindenden vertrocknenden Vergangenheit bleibt nur etwas Unsterbliches — eine Stimme: die Musik. Daß nun die Töne, die in einem dunkeln Mondlicht mit Kräften ohne Körper unser Herz umfließen, die unsere Seele so verdoppeln, daß sie sich selber zuhört, und mit denen unsere tief heraufgewühlten unendlichen exaltirten Hofnungen und Erinnerungen gleichsam im Schlafe reden, daß nun die Töne ihre Allmacht von dem Sinne des Gränzenlosen überkommen, das brauch' ich nicht weiter zu sagen. Die Harmonie füllet uns zum Theil durch ihre arithmetischen Verhältnisse: aber die Melodie, der Lebengeist der Musik, erkläret sich aus nichts als etwan aus der poetischen reinen Nachahmung der rohern Töne, die unsere Freuden und unsere Schmerzen von sich geben. Die äußere Musik erzeugt also im eigentlichen Sinn innere; daher auch alle Töne uns einen Reiz zum Singen geben. — —

Aber genug! Ich schließe wie ein Schauspiel, mit der geliebten Tonkunst. Ich hätte noch viel einzuschränken, zu beantworten und nachzuholen, z. B. das, daß es eine genießende und eine schaffende Phantasie gebe, und daß jenes die poetische Seele sey, die den Sinn des Unendlichen feiner hat, und dieses die schöpferische, die ihn versorgt und nährt, oft ohne ihn zu haben; ich könnte noch mit den Kräften des Mondscheins, der Nacht, der bunten Farbenwogen in Thautropfen meinen Satz befestigen: aber einer, der bei Tageslicht blind wäre, würde auch bei wolkenlosem Sonnenlicht nichts sehen. Es ist mir — so sehr personifiziret der Mensch sogar seine eignen Theile — als müßt' ich jetzt der Phantasie, über die ich zu lange geschrieben und unter deren heißen

Linie wie unter der andern ein ewiger Morgenwind der Jugend weht, als müßt' ich ihr dankbare Empfindungen für die Stunden, für die Gärten, für die Blumen, selber für die Wünsche bringen, die sie wie Guirlanden um das einfarbige Leben flicht. Aber hier will wieder der Mensch, wie so oft, lieber der Gabe als dem Geber danken. — Und was soll unser Dank seyn? — Zufriedenheit: Abscheu vor der Unart, den köstlichen Ersatz der Wirklichkeit und die Wirklichkeit zugleich zu begehren, zu den unverwelklichen Blumenstücken der Phantasie noch die dünnen Blumen der irdischen Freude dazu zu fodern und überhaupt das zu vergessen, daß der dichterische Regenbogen (wie der optische) sich gerade beim niedrigsten Stande der Sonne (im Abend und Winter) am höchsten wölbe. — Wol gleichen wir hier mit unserer lechzenden Brust Schlafenden, die so lange dürsten als sie den Mund öffnen: sie sind gestillet, wenn sie ihn schließen, und wir auch, wenn unsern die letzte Hand zudrückt. Aber wir sind voll himmlischer Träume, die uns tränken — und wenn dann die Wonne oder Erwartung der träumerischen Labung zu groß wird, dann werden wir etwas bessers als satt — wach.

VI.

Ueber das Immergrün unserer Gefühle.

„Wie enge ist das warme Leben und wie breit seine Winterseite! Kannst du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Versprechen ihrer Unsterblichkeit in deinem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag wieder zurück führen, wenn sie dem Gegenstande nachgeflohen sind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landschaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde der Freundschaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachschimmern hängt sich an den erneuerten Gegenstand und die Entzückung, die vorher so gewaltsam dein Herz erschütterte, erregt nur ein leises Nachzittern voll Sehnsucht, die eben der lebendige Zeuge ist, wie wenig du behalten hast. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorstellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß besitzen, und da die Bilderreihen des Kopfes ihren Nebenregenbogen haben: so bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern Schatten von sich und Schattenrisse. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens eine in drei Minuten zusammen zu pressende Erinnerung und nicht viel mehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradiesen des magnetischen Schlafs nach dem Erwachen, so gesteht: das Herz hat kein Echo. Nur

Bayerische Staatsbibliothek München

starkes Schmerzgefühl wiedererzeugt sich fast mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erste Trauer in voller Stärke wieder; obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menschen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert; vielleicht darum, weil außerhalb der Kunst der geistige Schmerz stärker und häufiger ist, als der geistige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Lust desselben. Und so dauert denn so oft unser Nachwinter länger als unser Nachsommer."

— Man wird leicht nach den „Gänsefüßen oder Anführzeichen" erwarten, daß ich alles dieses widerlegen werde; aber ich unterschreib' es vielmehr und füge sogar noch Folgendes dazu. Wenn der Mensch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tags rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, so ständen ihm in einem Jahre so viel Himmel offen, als der Ketzer Basilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich seyn, als der Lehrer dir bei dem Fort-Genießen einer Wissenschaft, die er dir zum erstenmale gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zärtern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes lautes Fortwehen der Feierstunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmlischen Abenden des Frühlings alle Gassen der Stadt, in welcher kein Garten wächst, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieses sanfte der Liebe eigene Fortfreuen, ohne den Gegenstand und

ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, ist wie das fortdauernde Umspühlen der Brust durch einen ätherblauen Tag und eine frisch-grüne unabsehliche Landschaft.

Gleichwol kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Trost zur Antwort geben, den Trost ihrer Auferstehung durch die Kunst. Wenn der Gegenstand entwich und ihm dann nachstarb die begeisterte Stunde, die er gegeben: so tritt die Kunst zu uns und weckt das Gestorbne auf; die Malerei giebt uns den Gegenstand zurück und damit die begeisterte Stunde — die Tonkunst giebt die Begeisterung und damit den Gegenstand — die Dichtkunst gibt beide wechselnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Josuah) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich gibst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichthum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Den Menschen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wie-

der zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welche nur Einmal so für ihn dagestanden. —

In ihren Umrissen des Lebens verschwinden die Ungleichheiten desselben, wie der Erdschatten am Monde sich rundet und seine Berge verbirgt. Ja, sie thut nicht die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unsere Seelen, wie Ossians Geister auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagest, daß die Entzückung und Begeisterung nur so lange dauere, als der Gegenstand, der sie schafft, verweilt: so erfreue und begeistere dich an einem Gegenstand, der niemals von dir weichen kann, er ist zugleich auch der größte und der schönste und hat dir alles gegeben, dich und sich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Altern der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, so wie jede unnütze Furcht der Menschen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unseres Lebens die Sonnenseite ab.

Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Nur irret der Mensch zweimal über die warme Tiefe seiner Gefühle.

Das eine Mal ist, wenn sie da sind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindest du wol für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben

durch Gebote und vielleicht durch Rügen und Fürsorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindest du jene Liebegluth für sie, welche aus der ausgestreueten Asche des Alltaglebens sogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unschuldig leiden muß oder sterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erscheint in der Ehe und in der Freundschaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich schlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Mensch am meisten gefällt, bei dem Abschiede und bei der Ankunft, mit aller schönen Gewalt der lang genährten Gluth, so wie die Gletscher — wenn ein solches poetisches Gleichniß verstattet ist — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erstarrung gegen alle.

Und so liegt denn ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen, in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Auch freuet es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beisammenseyns — sie, die sonst alle Reize und Genüsse entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe sammelt, wie der Diamant auch unter dem Wasser Licht zum Ausstrahlen einsaugt, und daß die Liebe gerade

durch die Zeit, die den Haß abstumpft, so lange unscheinbar erstarkt, bis sie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die ihrigen; eine nach der andern wird eingesogen und verschwindet, und auf die unsichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild aufersteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Mensch sich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenstände entbrennen kann, als solche, die ihn früher erwärmten. Es ist aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landschaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauspieler, der Tonkünstler, fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunst und Herz erlahme, blos weil sie von den Gegenständen ihrer jungen Jahre schwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinest freilich jetzo, wie ich, seltener im Schauspiel und vor der Tonmuse als sonst; aber gebt uns das rechte Gedicht und gebt mir eine in Mannheim dargestellte Vestalin von Spontini; so will ich mich loben, wenn ich eben so viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als diese über mich. Die Jugend ist noch dunkles Wachs, das schon vor kargen Sonnenstrahlen zerfließt; indeß das weiß gemachte vor ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht sogar die Thräne, die der Jüngling sucht; aber nur weil sie zu heiß aus ihm dringt und zu langsam trocknet.

Eben so wähle, guter Himmel, einen Menschen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landschaften, und führe ihn in die rheinischen, und bringe ihn auf das

ziehende lange Meer des Rheins, der zwischen zwei Weingebirgen, wie zwischen gesegneten Welttheilen, nur Lustsitze malt, und sich Eilande zum Umarmen schafft; und lasse sogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: warlich in dem alten Menschen wird wieder die Jugend spiegeln und das stille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter sehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schicksal einen Mann von so vielen Jahren und von so wenigen Kunstkenntnissen als ich habe, und von derselben Phantasie in das altdeutsche Bilderkabinet der kunstgastfreien Gebrüder Boißerée einführte und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die sterbende Marie des von Eyck gesehen) das Gottstück seines Schülers, den Christuskopf, vor das Auge bekomme, und wenn er nun in das Uebermenschliche des Bildes so nahe blicken müßte, dessen Augen Weltrichter sind und dessen Züge nur menschenverwandt, aber nicht völkerähnlich, sondern völkerherrschend, und wie er erst nach der Demüthigung vor der göttlichen im Künstlergeiste zum zweitenmale Mensch gewordenen Gestalt endlich den Trost gewonnen hätte, in die tiefen Liebe-Quellen der Augen und Lippen zu schauen: so weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und dann zerschmelzen würde; denn ich war ein solcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantasie, Scharfsinn können sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit sich; und damit ihrs glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbst und Winter glühen, ein Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau.

Der Name Rousseau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und diese tröstet und wärmt vielleicht

öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre gibt, so wie im Winter nur vertrocknete Zweige aber nicht Sprößlinge sich mit Eis überziehen. Schmerzhaft schlüge auch jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es schlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es warm und sterbe darauf an langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird sich oft verhehlen, und einen Theil ihrer Wärme verschämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt als die erste.

Aber soll denn Liebe im Alter, sobald sie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anspruch macht, immer nur lächerlich seyn? Warum soll das Liebeleben, das bei den bessern Menschen stets nur geistig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn ein veraltetes Auge seelenvoll anblickt und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es sogar naß würde, aber nicht zu sehr, sondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir. Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend; die Liebe gibt, wie die Ambrosia der alten Dichtung, süßeste Kost und Unsterblichkeit zugleich. Der Körper ist der Blumenstab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdischen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben: so behalten doch nicht alle Zeichen derselben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menschen sagen möchte: „schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr sie auch antrefft und verlacht die Ausbrüche eines seligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menschen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blütezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen; so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

— Bei dem Verfasser dieses Aufsatzes mag man sie indeß einmal antreffen, wenn er nach dem Austritte aus der Jugend künftig seine eigne Nebensonne wird und auf weibliche Herzen herunter zu flammen sucht; und er macht schon jetzo, wo er erst in sein zweites Halbjahrhundert einschreitet, seit vier Jahren kein Geheimniß daraus, daß er künftig als starker Siebziger für eine und die andere liebe, weiche, warme, junge Leserin ohne Weiteres sich Gefühlen überlassen will, die er aus Zärte nicht deutlicher wird bekennen wollen als dadurch, daß er etwa auf eine zwanzig Jahr alte Zeitschrift — es ist eben die gegenwärtige — und auf das Ende dieses Aufsatzes hinzeigt und verschämt fragt: darf der alte Mann wol dem damaligen jungen sein Wort halten?

VII. Enklave.

Ankündigung der Herausgabe meiner sämmtlichen Werke. *).

Eine Herausgabe sämmtlicher Werke kann eigentlich nur der Tod veranstalten: aber nicht ein Verfasser, der lebt und den sämmtlichen Operibus jährlich opera supererogationis nachschickt. Auch das redlich-nachdruckende Oestreich, das von so vielen deutschen Schriftstellern Gesammtausgaben in Einerlei Format besorgt — z. B. von mir, — muß immer wieder überzählige Werke nachschießen. (Im Vorbeigehen! Redlich nannt' ich den Wiener Nachdruck ohne Ironie, und zwar darum, weil dessen Unrechtmäßigkeit erst vor gar nicht langer Zeit durch mehre Fürsten und selber durch den Bundstaat anerkannt worden und er folglich noch einige Jahrzehende fortdauern darf, wie die Kriegsteuer in den Frieden hinein, welche mit Recht nach dem Kriege, wie ein Regenschirm nach dem Regen, noch eine Zeitlang aufgespannt bleibt zum Abfließen.)

*) Vom Verfasser selbst geschrieben im Jahre 1822, bei Herausgabe des Kometen.

Der Verfasser dieses will überhaupt — obwol aufgefodert von Käufern und Verkäufern seiner Werke und von Innen- und Außenfehlern der letzten selber — lieber seinen kurzen Kalenderanhang von Stunden, die etwa vom Himmel noch beigeschaltet werden, dem Vollenden, der ungedruckten Hälfte seiner Werkchen ernstlich weihen und opfern, zumal da schon die gedruckte sich über sieben und funfzig beläuft.

Folglich will er hier, statt der zukünftigen Herausgabe seiner Werke, blos die vergangne angekündigt haben, indem er alle Titel derselben vollständig und zwar, was sehr wichtig, nach der Zeitfolge ihres Erscheinens — welche auch die ihres Lesens seyn sollte — sämmtlichen deutschen und nichtdeutschen Lesern in kleiner Schrift herdrucken läßt:

1. 2. Grönländische Prozesse. Zweite Auflage.

3. Auswahl aus des Teufels Papieren. (Nicht mehr zu haben, ausgenommen stückweise in den Palingenesien.)

4. 5. Die unsichtbare Loge. Zweite Auflage.

6 — 9. Hesperus. Dritte Auflage.

10. Leben des Quintus Fixlein. Zweite Auflage.

11. Geschichte meiner Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein.

12. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin.

13 — 16. Siebenkäs. Zweite Auflage.

17. Der Jubelsenior.

18. Das Kampanerthal — nebst der Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus.

19 — 22. Titan.

23. 24. Komische Anhänge zum Titan.

25. Clavis Fichtiana. (Anhang zum 1sten komischen Anhang des Titan.)

26. 27. Palingenesien, oder Fata und Werke vor und in Nürnberg.

28. Jean Pauls Briefe, und bevorstehender Lebenslauf.

29. Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer; und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrnacht. (In diese Gesellschaft blickte ein ernstes Auge.)

30 — 33. Flegeljahre.

34 — 36. Vorschule der Aesthetik. Zweite Auflage.

37. Freiheits-Büchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm; und die Abhandlung über die Preßfreiheit. (Diese Abhandlung sollt' ich fast unsern Zeiten so sehr empfehlen, als sie selber es thut.)

38 — 40. Levana. Zweite Auflage.

41. Ergänzblatt zu Levana. Zweite verbesserte und mit neuen Druckfehlern vermehrte Auflage. (Ein unentbehrliches Hülfbuch für alle Leser Jean Paul'scher Schriften, weil es auf wenigen Bogen alle die verschiedenen Druckfehler enthält, welche in jenen zerstreut umher liegen, und sonst nirgend so gesammelt zu finden sind. Außerdem liefert das Werkchen noch zwei Vorreden, die zur ersten Auflage und die zur zweiten.)

42 — 44. Herbstblumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften.

45. Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten, nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne.

46. 47. Katzenbergers Badereise. Nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. (Ist nicht mehr zu haben, ausgenommen nächstens in einer zweiten, vermehrten Auflage.)

48. Friedenspredigt in Deutschland gehalten.

49. Dämmerungen für Deutschland.

50. Leben Fibels, des Verfassers der Bienrodischen Fibel.

51. Museum.

52. Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahr 1814.

53. Politische Fastenpredigten, während Deutschlands Marterwoche gehalten.

54. Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postskripten. (Die zweite, oder Postskripthälfte, ist ganz neu und widerlegt alle Gegner der ersten, ja der zweiten.)

55 — 57. Der Komet.

58 und 59. Diese beiden Werkchen setz' ich geradezu als herausgegeben her, obwol noch ohne Titel und noch in keine Bände eingescheuert; es bestehen aber solche aus der künftigen Sammlung der drei Vorreden zu Kanne, zu Dobeneck und zu Hofmann, — der Rezensionen Fichte's, Krummachers, Fouque's und der Stael in den Heidelberger Jahrbüchern, und der vielen zerstreuten Aufsätze im Morgenblatt, im Damenkalender und anderswo. — Die Hauptsache ist nur, durch Augenschein zu

zeigen, daß ich gerade jedes Jahr meines Lebens durch ein Buch, wenn nicht verewigt, doch bejährt habe, indem ich mit 59 Werken umhangen den 21 März 1822 aus der Eierschale des 59ten Jahres gekrochen, und noch mit ihr auf dem Rücken, als junger angehender Sechziger herumlaufe. Für die übrigen Jahre und Bücher sorgt Gott.

Inhalt
des
fünften Bändchens.

Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule.

Seite

Erstes Programm. Ueber die Poesie überhaupt.

§. 1. Poetische Nihilisten 5

§. 2. Romanen-Musaik 7

Zweites Programm. Ueber die Stufenfolge poetischer Kräfte.

§. 3. Allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes der Poesie 9

Drittes Programm. Ueber das Genie.

§. 4. Charakteristischer Unterschied zwischen ihm und seinen Nachahmern 11

§. 5. Elegante Schriftsteller 11

Viertes Programm. Ueber die griechische Dichtkunst.

§. 6. Die Nachahmer der Griechenkunst 13

Fünftes Programm. Ueber die romantische Dichtkunst.

§. 7. Das Romantische außerhalb der Poesie . . . 15

Seite

Sechstes Programm. Ueber das Lächerliche.

§. 8. Gefahren des Stoff-Ueberflusses 18

Siebentes Programm. Ueber die humoristische Dichtkunst.

§. 9. Werth des Humors 19

§. 10. Humor des Selbgesprächs 21

Achtes Programm. Ueber den epischen, dramatischen und lyrischen Humor.

§. 11. Ein Hülfmittel zur reinern Ironie 21

Neuntes Programm. Ueber den Witz.

§. 12. Das deutsche Gesetz der Sparsamkeit mit Witz 23

§. 13. Die Rezensenten des neunten Programms . 25

Zehntes Programm. Ueber Charaktere.

§. 14. Ihre Seltenheit 26

Eilftes Programm. Geschichtfabel des Drama und Epos.

§. 15. Unser Segen an Trauerspielen 27

§. 16. Ueber die Rührung 29

§. 17. Ueber die Sentenzen im Lustspiel 34

§. 18. Mißwachs an Lustspielen 35

Zwölftes Programm. Ueber den Roman.

§. 19. Jetziger Segen an Romanen 36

Dreizehntes Programm. Ueber die Lyra.

§. 20. Dichten mit Empfindung und ohne sie . . 39

Vierzehntes Programm. Ueber die Darstellung.

§. 21. Schwierigkeit der Prose 41

Seite

Funfzehntes Programm. Fragment über die deutsche Sprache.

§. 22. Sprachautorität 44

§. 23. Ausrottung des Mißton-S in Doppelwörtern 45

I. Misericordias Vorlesung in der Böttigerwoche. Für und an Schriftsteller.

Erste Viertelstunde. Werth des literarischen Schnitthandels, oder Feilstaubs, oder Blumenstaubs, oder der Gedankenspäne, oder der Papierspäne u. s. w. . 49

Zweiter Viertelstunde erstes Minutenfünf. Rechte und Vorzüge der literarischen Erstgebornen 50

Zweiter Viertelstunde zweites Minutenfünf. Werth der Eilschreiberei 51

Zweiter Viertelstunde drittes Minutenfünf. Ueber Tageblätter und Taschenbücher 53

Dritte Viertelstunde. Höhere Würdigung des deutschen Vielschreibens 56

Vierte Viertelstunde. Höhere Würdigung des philosophischen Tollseyns auf dem Katheder, und des dichterischen auf dem Theater 58

II. Jubilate-Vorlesung. Ueber, für und an Rezensenten.

Erste Viertelstunde. Die Ur-Rezensenten 62

Zweite Viertelstunde. Wunsch und Nothwendigkeit der Rezensenten-Vermehrung 64

Dritte Viertelstunde. Eine Literaturzeitung der Restanten 66

Vierte Viertelstunde. Eine Literaturzeitung ohne Gründe 68

Seite

III. Kantate- oder Zahl- und Buchhändlerwoche. Vorlesung an und für den Leser.

Erste bis vierte Viertelstunde. Ueber dessen praktische Leearten 73

IV Himmelfahrt-Woche. Vorlesung an und für mich.

Ueber die Dichtkunst 79

V. Ueber die natürliche Magie der Einbildungkraft 82

VI. Ueber das Immergrün unserer Gefühle 97

VII. Enklave. Ankündigung der Herausgabe meiner sämmtlichen Werke 106

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jean Paul,

Jean Paul's sämmtliche Werke

Bd.: 9,5 = 45

Berlin 1827

Opp. 654 u-45/46
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605247-2